

# Inhaltsverzeichnis

	Seite
<b>Geleitwort</b> . . . . .	VII
<b>Individualismus und Sozialismus.</b> Ein Streitfall zwischen Arthur Strecker und Johann Plenge mit einem Nachwort von Gustav Schmoller . . . . .	3
1. Die Abwendung vom Prinzip der Verkehrsfreiheit von Arthur Strecker . . . . .	3
2. Verkehrsfreiheit im Sozialismus und Sozialismus in der Ver- kehrsfreiheit von Johann Plenge . . . . .	6
3. Individualismus und Sozialismus von Arthur Strecker . . . . .	9
4. Individualismus und Sozialismus, eine Antwort v. Joh. Plenge . . . . .	13
5. Individualismus und Organisation von Arthur Strecker . . . . .	20
6. Das Individuum in der Organisation von Johann Plenge . . . . .	25
7. Nachwort von Gustav Schmoller . . . . .	34
<b>Um die Ideen von 1914.</b> Eine Erörterung ohne Unparteiischen zwischen Hermann Bahr und Johann Plenge . . . . .	38
1. „Ideen von 1914“. Eine Abwandlung des Themas von Her- mann Bahr . . . . .	38
2. Zur Grundtonart zurück von Johann Plenge . . . . .	66
3. Zwischenfrage von Hermann Bahr . . . . .	72
4. Antwort von Johann Plenge . . . . .	73
5. Dilemma: Deutsches Sittengesetz oder Ordnung Gottes von Hermann Bahr . . . . .	76
6. Entscheidung von Johann Plenge . . . . .	83
<b>Vom kommunistischen Manifest zum Parteitag 1917</b> . . . . .	90
<b>Die Lehren des Generalstreiks</b> . . . . .	103
1. Gründe . . . . .	103
2. Lehren . . . . .	114
<b>Patriotismus und Kosmopolitismus heute wie einst</b> . . . . .	123
<b>Neumarxismus</b> . . . . .	128
<b>Wie wir die Geschichte sehen</b> . . . . .	141

# Um die Ideen von 1914

Eine Erörterung ohne Unparteilichen zwischen Hermann Bahr  
und Johann Plenge

---

## 1. „Ideen von 1914“. Eine Abwandlung des Themas von Hermann Bahr\*)

Im Kriege, dächte man, hätte die Tat das Wort, da wäre keine Zeit zur Betrachtung, und doch haben wir, seit wir uns erinnern, niemals eine so gesteigerte Selbstbesinnung bis aufs Innerste, bis ins Herz unseres tiefsten Wesens oder was wir dafür halten, erlebt, als eben jetzt, mitten im Waffenlärm und Schlachtendrang, in der äußersten Kraftversammlung, Kraftanspannung und Kraftentfaltung dieses Krieges. In allem anders als alle zuvor, ist er es auch durch das „helle, ja überreizt helle Bewußtsein der Völker“, die hier abrechnen über Vergangenheit und Zukunft. Es ist ein Krieg, der, noch während er geführt wird, schon auch gleich selbst über sich reflektiert und philosophiert, sich kalkuliert, formuliert und kritisiert, ja durch geschichtliche Selbstbetrachtung distanziert, aber zugleich auch wieder, durch Voraussage der Folgen, in die Zukunft projiziert, und mitten im noch nicht abgelaufenen Ereignis schon das Ergebnis, noch heiß vom Blute, schwarz auf weiß drucken läßt. Denn um die furchtbaren Opfer, die er jedem der kämpfenden Völker abverlangt, zu rechtfertigen, nötigt er jedem die Pflicht auf, sich selbst und den anderen darzutun, was es an sich hat und was die anderen an ihm haben. Gar aber unser deutsches Volk, das im Frieden so

---

\*) Aus dem „Hochland“, Januar 1917.

lange seinem eingebornen Sinn entfremdet und vom Geiste weg schon ganz der irdischen Gier verfallen schien, wird sich jetzt wieder bewußt, daß es das metaphysische Volk ist.

Wenn dieser Krieg aus sein wird, hat ihn jeder Deutsche schon gedruckt auf seinem Tisch vor sich, in allen Phasen; jede ist von einem Augenblick zum anderen gleich in Geist abgezogen worden, alle liegen schon ausgesprochen, aufgeschrieben vor, dem Helden stand stets der aufzeichnende Chronist, dem Chronisten der erklärende Denker, dem Denker der mitteilende Redner auf der Ferse, jede Phase dieses Kriegs ist, bevor er noch aus sein wird, längst schon Geschichte geworden.

Der ersten, der größten aller seiner Phasen wird keiner, der ihr Zeuge war, und wenn er hundert Jahre würde, je vergessen können. Wir haben nichts Größeres erlebt. Wir wußten ja gar nicht, daß so Großes erlebt werden kann; nie wären wir fähig gewesen, es uns auch nur vorzustellen. Dieses Erlebnis der Mobilmachung bleibt uns bis ins Grab: da ist uns das deutsche Wesen erschienen. Wir erblickten einander zum erstenmal. Wir erkannten, was wir sind; wir hatten uns wieder, und jeder andere Gedanke, jedes andre Gefühl schied. Was wir vor dem Krieg sonst noch alles gedacht und gefühlt, verstanden wir nun auf einmal selber nicht mehr, die Nacht zerrann, der Tag brach an, das deutsche Wesen war uns erschienen!

Das Wort dieser Phase sprach der Kaiser aus: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!“ Darin war der August 1914 enthalten: es gab nur noch Deutsche, und in jedem einzelnen Deutschen gab es nur noch den Deutschen. Uralte Sehnsucht der deutschen Seele schien erfüllt, die Sehnsucht zu „werden“ (Meister Eckhart), sich zu „entselbstigen“ (Goethe) und, von allem Eigensinn gelöst, ganz hingegen, nur noch zu „dienen, dienen“ (Wagner), die Sehnsucht, daß der einzelne mit seinem engen Selbst auslösche im ganzen Volke. Zu

seinem Volke rückte jeder Deutsche damals ein. Eine Heimkehr war es, und so schien es zunächst nur eine Wiederholung; 1870 war, 1813 wieder da, das deutsche Volk traf ein, genau wie Bismarck es 1888 vorausgesagt, Wort für Wort: „Es muß ein Krieg sein, mit dem die ganze Nation einverstanden ist, es muß ein Volkskrieg sein, der mit dem Enthusiasmus geführt wird wie der von 1870, wo wir ruchlos angegriffen wurden. Dann wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren.“

Der Deutsche hatte wieder heimgefunden, heim zu sich selbst: das war das Gefühl jenes unvergeßlichen Augenblicks, und um es auszudrücken, genügte das alte Vokabular von 1870 und 1813. Die Lieder von 1870, die Reden Bismarcks erklangen wieder und Treitschke, der Rembrandtdeutsche, Lagarde, die großen Sprecher eines idealistischen Nationalismus alle, ja bis zurück auf Fichte, Ernst Moritz Arndt, den Freiherrn vom Stein, Clausewitz, Gneisenau, Blücher und den großen Fritz, boten dieser Zeit, was sie zu sagen hatte. Die Phase der Mobilmachung hat sich so durchaus als Wiedergeburt gefühlt, daß sie mit Zitaten auskam; es war ja nichts Neues geschehen, das alte deutsche Volk stand auf.

Aber Individuen wie Völker wiederholen nichts. Individuen wie Völker erleben im Grunde freilich immer wieder dasselbe, weil sie ja nichts als immer wieder bloß sich selbst erleben, nur daß aber ihr eigenes Selbst sich doch von einemmal zum anderen indessen schon wieder erneut hat. Das wurde der Deutsche jetzt inne, mit furchtbarer Gewalt: am Hasse der Welt. Der Ausbruch der Wut Europas tat dem deutschen Volke kund, daß es nicht mehr das alte Volk der träumenden Dichter, der sinnenden Denker, daß es jetzt ein Volk der Tat geworden war, Machtverlangend und Macht vermögend, zum Abscheu, Neid und Grauen der Nachbarn. Es sah sich plötzlich ausgespien von

Europa, in Acht getan, als wäre sein bloßer Anblick Pest, sein Geruch Gift, sein Dasein Schmach für die gesittete Menschheit. Der Einigung durch das eigene Gefühl gemeinsamer Not folgte so die durch den gemeinsamen Haß der Völker. Sie schrien es an: Weg mit dir, du bist nicht wie ich, sei verflucht! Und es mußte sich fragen: Was ist denn an mir, was mich ausstößt aus der Reihe meiner Brüder? Bin ich denn wirklich anders? Und wenn ich's bin, worin denn, wie denn? Was bin ich denn? Was macht mich zum Fluche der ganzen Welt? Und so ging es in sich, sein gebrandmarktes Wesen zu betrachten, um hinfort bewußt zu gestalten, was allen so verhaßt an ihm war: der allgemeinen Verachtung konnte der Deutsche nur antworten mit einer grausamen Selbstbesinnung, mit einem überwältigenden Selbstgefühl, wenn er ihr nicht erliegen wollte. Der allgemeine Haß zwang ihn, sich zum erstenmal als ein Geschöpf abgesonderter, wie von Gott selbst auserwählter und zu seiner nur ihm vorbehaltenen Sendung von Ewigkeit her gezeichneten Art zu fühlen, das also nun auch nach keinem allgemeinen Gesetze zu fühlen, sich an kein gemeinsames Gebot zu halten, sondern sich das seine bloß aus seinem eigenen Sinne zu holen, sich selber sein eigenes Recht zu geben und es, unbekümmert um das Urteil der Menschheit, um ihre Satzung, um Brauch, Herkommen und Sitte, nur vor Gott allein und dem eigenen Gewissen zu verantworten hätte. Nicht der Deutsche war es, der sich einer so furchtbaren Hoffart vermaß und diesen grausigen Abgrund aufriß zwischen sich und der Menschheit, er ist rein von dieser Schuld, er darf sich lossprechen, sie ist ihm aufgenötigt worden von den anderen, sie wollten ihn nicht mehr unter sich leiden, sie trieben ihn aus, was blieb ihm übrig, als wenn er nun einmal anders war als alle, dieses sein so verfeimtes Wesen, das Gott über ihn verhängt hatte, stolz zu tragen mit aller ihm zugetheilten Kraft bis ans verborgene Ziel? Um unter der ungeheuren

Wucht des rings auf ihn einstürzenden Hasses nicht zermalmt, von der grauenhaften Vereinsamung, zu der er sich plötzlich, für sein Gefühl ohne Schuld, verdammt sah, nicht erdrückt, von der Wut Europas nicht erwürgt zu werden, mußte der Deutsche sich auf seine tiefbeklommene Frage, was ihn denn aus der uralten Gemeinschaft ausgestoßen hätte, als wäre er kein Christenmensch, sondern ein reißendes Tier, antworten, daß es nur der kraftlose Neid aller anderen sei, nur weil er innerlich besser, äußerlich stärker und allen weit voraus. Aus jener Frage, dieser Antwort besteht die von der entsetzlichen Explosion des allgemeinen Hasses erregte Kriegsliteratur der Deutschen, aus ihnen entstand die bewußte Vorstellung der deutschen „Ideen von 1914“.

Das Wort hat ein deutscher Nationalökonom, Dr. Johann Plenge, Professor in Münster, geprägt. Den Fachgenossen durch ein Buch über „Marx und Hegel“,\*) das eine bewußte Synthese der beiden erstrebte, und durch eine Schrift über „die Zukunft in Amerika“(\*\*), die, an Wells anknüpfend, die Verwandlung der Vereinigten Staaten aus einem jungen in ein altes Land darzutun und das merkwürdige Dreieck des amerikanischen Kräftesystems nachzuzeichnen versucht, bekannt, Arbeiten, in welchen sich die gründlichste Kenntnis der Weltwirtschaft mit einer ungemainen philosophischen Bildung und einem damals, vor dem Kriege, seltenen philosophischen Sinne gesellt, war er der erste, der schon im Herbste 1915 in einer Abhandlung über den „Krieg und die deutsche Volkswirtschaft“(\*\*\*) von den Ideen von 1914 sprach als einer Antwort auf 1789 und einer Überwindung von 1789, einer Überwindung aber, die nicht etwa zur Vergangenheit zurück, sondern vorwärts blicke, nicht einer bloß 1789 ver-

---

\*) Tübingen, H. Laupp, 1911.

\*\*\*) Berlin, Julius Springer, 1911.

\*\*\*\*) Münster i. W., Borgmeyer & Cie, 1915.

neinenden, sondern es aufsaugenden, in einer höheren Synthese doch auch wieder bestätigenden und also 1789 eigentlich erst erfüllenden Überwindung. Es hieß da: „Seit 1789 hat es in der Welt keine solche Revolution gegeben wie die deutsche Revolution des Aufbaus und des Zusammenschlusses aller staatlichen Kräfte des 20. Jahrhunderts gegenüber der Revolution der zerstörenden Befreiung im achtzehnten Jahrhundert . . . Der wirkliche Zukunftsstaat ist geboren als der gesteigerte Nationalstaat . . . In uns ist das zwanzigste Jahrhundert. Wie der Krieg auch endet, wir sind das vorbildliche Volk. Unsere Ideen werden die Lebensziele der Menschheit bestimmen.“

Diese Gedanken Plenges nahm dann der Schwede Dr. Rudolf Kjellén, Professor zu Gotenburg, Verfasser eines Vielgelesenen Buches über „Die Großmächte der Gegenwart“<sup>\*)</sup>, auf und gab einer kleinen Schrift den Namen „Die Ideen von 1914“<sup>\*\*)</sup>, der nun bald ein Schlagwort wurde, dessen man sich um so lieber bediente, weil es schillerte, so daß jeder sich dabei nach Belieben was anderes denken konnte. Ein Weg in die Zukunft war verheißen, das entsprach dem deutschen Bedürfnisse so sehr, daß man nicht erst lange fragte, in welche. Dies hat erst Ernst Troeltsch, der große Berliner Theologe, versucht, der im Februar 1916 in der Berliner „Deutschen Gesellschaft 1914“ einen Vortrag über die „Ideen von 1914“<sup>\*\*\*)</sup> hielt. Er spannt darin seine Kaiserrede†) vom Januar aus, betonte das Erlebnis unserer geistigen Isolierung, fand ihren Grund in unserem ganz anderen, ganz eigenen Begriffe von Freiheit, der „Freiheit einer freiwilligen Verpflichtetheit für das Ganze“, und wies auf den neuen „Donau-

\*) B. G. Teubner in Leipzig.

\*\*) S. Hirzel in Leipzig.

\*\*\*) Maiheft der ‚Neuen Rundschau‘, 1916, S. Fischer in Berlin.

†) ‚Über Maßstäbe zur Beurteilung historischer Dinge‘, gehalten am 27. Januar 1916.

block“ hin, diesen „verbündeten Machtblock gegen die Monopol- und Riesenstaaten zum Schutz aller individuellen Volksgeister und ihrer freien Entwicklung“, nicht ohne anzudeuten, wie wenig uns geholfen ist, wenn zwar das seit 1789 entbundene Individuum wieder gebunden wird, nämlich an die Nation, aber die Nationen noch immer verbunden im Leeren hängen und das Bedürfnis einer metaphysischen Bindung unerfüllt bleibt. Nach Troeltsch nahm dann nochmals Plenge das Wort; im Frühjahr 1916 erschien seine Schrift: „1789 und 1914, die symbolischen Jahre in der Geschichte des politischen Geistes“\*) Sie sucht, welche von den Ideen, deren sich das deutsche Volk in der hohen geistigen Erregung des Krieges bewußt geworden, ein „Leitbild“ in der Geschichte der Menschheit werden könne. Die deutsche Kriegswirtschaft gilt ihr für die „erste gewordene sozialistische Gesellschaft“. Und den entscheidenden Gegensatz zwischen 1789 erblickt sie „in dem Grundbewußtsein, wie das Einzel-Ich seine eigene Stellung im Leben in sich erlebt: selbständiges Willensatom oder eingegliedertes Teil-Ich“.

Der Leser, der gern vereinfacht und sich ans Allgemeine hält, entnahm diesen Schriften die Lehre: 1789 habe das Individuum entbunden und für unbedingt erklärt, während 1914 das Individuum wieder binde und bedinge, aber freilich anders als durch die Bindungen und Bedingungen, welchen es 1789 entrissen worden. Während es von 1789 bis 1914 sein eigener Herr war, dient es jetzt wieder, es ist wieder eingegliedert worden, nur wird ihm sein Dienst jetzt nicht mehr durch die Geburt, sondern nach der eigenen Tüchtigkeit zugewiesen, es kehrt nicht in den feudalen Staat zurück, es geht in den sozialen Staat ein. 1914 ist also der Sieg des nationalen Sozialismus über den Individualismus, der bis 1914 Europa beherrscht hat. Hat er das, erst er? Ist das Individuum bis 1914 unbedingt gewesen, ist

\*) Berlin, Julius Springer, 1916.



es erst 1914 wieder eingegliedert worden? Ist es eine Idee von 1914, das Individuum einzugliedern?

Als ich 1884, genau dreißig Jahre vor diesem Krieg, an die Berliner Universität kam, fand ich dort einen lebhaften jungen Verein vor, den „Verein deutscher Studenten“, der sich zu Bismarck gegen Eugen Richter, für den Nationalismus gegen den Liberalismus, für Sozialreform gegen Freihandel bekannte. Ich wurde der Schüler Adolf Wagners und saß drei Jahre in seinem Seminar, dem damals auch Heinrich Dietzel, jetzt Geheimrat Professor der Staatswissenschaften in Bonn, Werner Sombart, seitdem durch sein großes Buch über den Kapitalismus\*) berühmt, durch seine Schrift „Händler und Helden“ fast berüchtigt, Wolfgang Heine, jetzt Mitglied des Reichstags, ein Führer der positiven Sozialdemokratie, und Karel Kramarč, später eine Zeit fast ein ungekrönter König der Böhmen, angehörten, und wenn wir uns auch zuweilen untereinander mit Jugendlust beföhdeten, wir fanden uns doch alle darin, daß wir zum Sozialismus standen, der eine zu dem konservativen und königstreuen des Rodbertus, der andere zu dem demokratischen, damals vom Sozialistengesetz bedrohten Bebels und Liebknechts, zum Bismarckischen der kaiserlichen Botschaft oder zum Kathedersozialismus unseres verehrten Lehrers oder wohl auch einmal gelegentlich zu diesen sämtlichen Sozialismen zusammen oder durcheinander oder einer höchst persönlichen Mischung aus allen, jeder aber mit Leidenschaft gegen jede Art von Liberalismus und Individualismus, die wir für einen Aberglauben unserer Väter, für ein Gespenst von 1848, nun aber für überlebt und längst abgetan hielten. Meine erste Arbeit für das Seminar war über „Rodbertus Theorie der Absatzkrisen“, die zweite hieß „Individualismus und Sozialismus“, die hier beide schon nicht bloß als wirtschaftliche

\*) ‚Der moderne Kapitalismus‘, eben jetzt in veränderter, erweiterter und vertiefter Ausgabe wieder erschienen. Bei Duncker & Humblot in München.

Lehren, sondern als geschlossene Weltanschauungen betrachtet wurden, jener als die des entwurzelten, alle Geschichte verleugnenden, atomisierten, dieser als die des wieder eingegliederten, durch Herkommen, Erziehung und Umgebung bedingten, seine Kraft dem Ganzen der Nation darbringenden und aus dem Ganzen der Nation neue Kraft schöpfenden Individuums. Um jene Zeit schrieb Schäffle die „Aussichtslosigkeit der Sozialdemokratie“, ich antwortete darauf mit der „Einsichtslosigkeit des Herrn Schäffle“, einem jugendlich frechen und vorlauten Pamphlet, das ebenso recht als unrecht gegen Schäffle hatte, wir hatten beide so recht als unrecht zugleich, wie sahen nämlich jeder nur eine Seite der Sozialdemokratie, die damals noch aus ihren Anfängen einen revolutionären, ja fast einen anarchischen Ton mitgebracht, aber sich doch schon zum Gefühl, ja zur Anerkennung der Bedingtheit des Individuums durchgerungen oder jedenfalls den unaufhaltsamen Trieb dazu hatte. Schäffle vernahm nur den Aufbruch, von dem sie sich, besonders in der Mundart, noch nicht ganz loswinden konnte, ich nur ihren Drang zur Organisation, Bindung und Einordnung des Individuums, der ja doch auch ihr Kern war, freilich noch in der Schale von 1848. Die Entwicklung hat mir recht gegeben, das müßte heute Schäffle selbst gestehen; die Haltung der Sozialdemokratie im Kriege beweist es.

Die deutsche Jugend war also damals schon, vor vierzig Jahren, nationalistisch oder sozialistisch oder beides, der Individualismus überwunden, das Individuum wieder eingereiht. Und als ich vier Jahre darauf nach Paris ging, fand ich dort die Jugend dem General Boulanger untertan. Diese „Boulangé“ war eine recht gemischte Gesellschaft von Abenteurern, Strebern, Mißvergnügten, Schwärmern und Ahnenden, mit dem Zauber der Revanche zugedeckt; das Volk aber lief dem General mit den geheimnisvollen, kalten, schicksalsschweren Augen zu, weil er eine Fahne war, Ordnung verheißend, Pflicht gebietend, einigend.

Hier wurde der einzelne sich selber los, trat ins Glied und lernte dienen. Unter den Boulangisten war ein hochaufgeschossener, bleicher, englisch aussehender Jüngling, ja fast noch Knabe, frisch aus der Provinz angelangt, Schüler Renans, der sich selber noch nicht recht entscheiden konnte, halb Dichter, halb Denker oder Seher, etwas Snob, aber mit Volksgefühl, voll Ehrgeiz, doch auch voll Demut, affektiert, aber von einer tiefen Sehnsucht, echt zu sein, mit Worten spielend, nach Ernst verlangend, Artist, Dilettant, Anarchist, der in drei seltsamen, schon durch ihre gute Haltung und ihr reines Französisch aus der allgemeinen Sprachverwirrung und Formentartung hervorstechenden Romanen, die eher platonische Dialoge, oder eigentlich, wenn man so sagen darf, platonische Monologe waren, den *dédain de la vie commune*, einen erst verlachten, bald aber modischen *égotisme* und die *culture du Moi*, das bewußte Schwelgen in den eigenen Sensationen, verkündete. Dieser Maurice Barrès, der erste Dekadent, damals das „Feinste vom Feinsten“, ließ sich zur allgemeinen Verblüffung plötzlich in die Kammer wählen, und der Deputierte von Nancy schlug (es war Panama) jetzt einen Ton an, dessen man längst entwöhnt war: er sprach von Recht, Pflicht und Tugenden, sprach vom Vaterland und vom Volke, sprach von den Vätern, die von ihren Gräbern aus noch immer in uns leben, in uns denken und fühlen, in uns sprechen und handeln — nicht wir sind die Täter unserer Taten, die Väter sind's, es ist nicht unser eigener Wille noch unser eigener Sinn, der unser Leben bestimmt, es lebt aus den toten Vätern. Erstaunt horchte da die Jugend auf. War das der Nachkomme Stirners, der einsame Priester des eigenen Ich? Aber die Jugend verstand, daß er damit sein Ich nicht verriet. Er ging noch immer denselben Weg zu sich selbst. Er hatte nur jetzt sein eigenes Ich erst erkannt. Da fand er, daß der Mensch seinen Sinn und seinen Willen nicht von sich hat, sondern von seinen Ahnen, seiner Erde, seinem Volke. Er wußte

jetzt, daß, wer sich selber finden will, seine Wurzeln suchen muß. „Penser solitairement, c'est s'acheminer à penser solidairement . . . Je ne puis vivre que selon mes morts. Eux et ma terre commandent une certaine activité . . . Nous sommes la continuité de nos parents . . . Toute la suite des descendants ne fait qu'un même être“\*). Er hatte heimgefunden, heim zum Vaterland. So schrieb er jetzt: Les Déracinés, den Roman der Ver zweiflung des losgerissenen Ich, das Grundbuch des jungen Nationalismus in Frankreich.

Und als ich ein paar Jahre später nach London kam, fand ich dort die Fabier am Werk, einen von Sidney Webb, dem damals auf dem Kontinent noch unbekanntem Bernard Shaw und John Burns geführten Verein, dessen Ziel die Permeation, die Durchdringung der Gesellschaft mit Sozialismus, die Überwindung des Individualismus war.

Ideen, welchen die deutsche Jugend schon in den achtziger, die französische und die englische jedenfalls seit den neunziger Jahren ergeben war, kann man nicht von 1914 datieren. Aber auch jene Jugend fand sie nur wieder, fand sie schon vor. Sie sind gute hundert Jahre alt. Allerdings sind sie die Antwort auf 1789, aber diese Antwort wurde gleich erteilt, gleich nach 1789, unmittelbar unter dem Eindrucke von 1789: Edmund Burke war der erste, der den Geist der Revolution überwand. Es ist kein Zufall, daß gerade ein Engländer zuerst wieder die natürliche Gebundenheit des Individuums erkannt hat, der es sich nicht entreißen kann, ohne sich selbst zu vernichten. Denn gerade in England steckt der einzelne (schon durch die Lokalverwaltung\*\*) so tief in der Gemeinschaft, in der Geschichte fest, daß er sich nur anzublicken braucht, um sich überall bedingt, überall ver-

\*) Maurice Barrès, Scènes et Doctrines du Nationalisme, Paris, Felix Juven.

\*\*\*) Siehe darüber Joseph Redlichs wundervolles Buch ‚Englische Lokalverwaltung‘. Duncker & Humblot in Leipzig, 1901.

knüpft, überall unablässig zu finden. Das Individuum hat sich ja nur auf sich selbst zu besinnen, um *national* gesinnt zu sein, denn es selber ist nur in seinem Volke, durch sein Volk, an seinem Volke da. Solche Selbstbesinnung der Persönlichkeit auf den Grund ihres Wesens und ihrer Kraft war unsere deutsche Romantik; Novalis, die beiden Schlegel, Tieck, Adam Müller und Gentz, die Brüder Grimm, Uhland, Savigny, sie wissen alle schon, daß das Individuum gar nicht gefragt wird, ob es sich binden oder lösen will, weil ihm, ob es will oder nicht, die Bindung schon gegeben, weil es schon Geschichte, weil es ein Geschöpf von Beziehungen, von Bedingungen ist. Wenn Goethe stets auf Entsagung, auf Einordnung, auf Bedingung und Bindung des Individuums dringt, so ist das kein Wunsch, keine Lehre, kein Rat, sondern er spricht damit nur einfach das Leben selber aus, das kein unbedingtes, kein entbundenen Geschöpf kennt, und wenn er, der seinen Jugendwahn der absoluten Persönlichkeit, seinen Titanismus selber niemals ganz an sich überwand, den Wilhelm Meister, der auf Durchbildung und Entfaltung der eigenen Persönlichkeit ausging, als Dienenden enden läßt, so stellt er wieder nicht eine sittliche Maxime, sondern ein Ergebnis dar: den Imperativ der menschlichen Natur. Das Individuum hat ja gar nicht die Wahl, es wird gar nicht gefragt, es steht ihm gar nicht frei, frei zu sein, und wenn es sich noch so frei glaubt, wenn es noch so frei tut, dies ändert an seiner Natur nichts, es bleibt überall bedingt, bleibt der Ausdruck, bleibt im Dienste dieser Bedingungen. Frei steht der Mensch nur gegen Gott; er kann Gott ja sagen oder nein, zusagen oder absagen, sich für ihn entscheiden oder gegen ihn; dies ist aber auch seine einzige Freiheit: die menschliche Freiheit wohnt über der Natur, drüben ist er frei, hier nirgends; hier steht er überall in der Natur; im Irdischen sieht er sich, wohin er auch blicke, wohin er auch trete, von Anfang an und bis ans Ende durch, von

der Wiege bis ins Grab, überall durchaus bestimmt, bestimmt durch den Dämon, sein ererbtes, bei der Geburt unmittelbar ausgesprochenes Schicksal, seine mit ihm gegebene, von Urzeiten her fortwirkende Unveränderlichkeit („Nach dem Gesetz, wonach du angetreten. So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen. . . . Geprägte Form, die lebend sich entwickelt“), bestimmt durch Ananke, die Nötigung, der keiner entrinnt („Und aller Wille ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten“), und am bedingtesten, wo wir „scheinfrei“, wie Goethe sagt, das Gesetz zu brechen glauben, dann aber erst recht der dunklen Herrschaft der Triebe verfallen. Wer den Menschen bedingt nennt und ihn vom eigenen Selbst weg zur Gemeinschaft weist, stellt gar keine sittliche Forderung an ihn, sondern spricht bloß die Natur des Menschen aus, der sich zur Gemeinschaft, zur Geschichte nicht etwa erst wenden soll, an Gemeinschaft und Geschichte nicht etwa bloß halten soll, sondern es, ob er will oder nicht, muß und gar nichts anderes sein kann als Gemeinschaft und Geschichte, mit der er so durchaus verwachsen ist, daß, wer sich von ihr zu lösen auch nur versucht, schon sich selber damit zerstört hat. Deshalb auch Wissenschaft, wann immer sie den gegebenen Menschen nimmt, nur auszusagen, was er ist, ihn immer gleich als ein gemeinsames und geschichtliches Wesen erkannt und ausgesprochen hat, sie findet ihn nirgends anders vor, das Individuum ist bloß eine Abstraktion vom Menschen. Wie denn etwa Gierke in seinem unvergeßlichen Werk über „Das deutsche Genossenschaftsrecht“, dessen erster Band schon 1866 erschien, in einer Zeit also, wo das politische Denken des deutschen Bürgertums durchaus vom Individualismus besessen, durchaus staatsfeindlich war, bloß, indem er es unternahm, das Verhältnis des einzelnen im ganzen beim Namen zu nennen, ohne Vorurteil und Absicht genötigt war, den Deutschen in seiner von Natur aus unmittelbar genossenschaftlichen Existenz und das unlösliche Miteinander

und Ineinander von Individuum und Gemeinschaft darzustellen, die nur im Gedanken voneinander zu trennen, jedes aber doch nur an dem anderen erst wirklich sind.

Aber da wird man einwenden, Kjellén und Plenge hätten doch gewiß auch gar nicht gemeint, die „Ideen von 1914“ wären erst 1914 entstanden, und es komme doch auch gar nicht darauf an, wann eine Idee zum erstenmal ausgesprochen, sondern wann sie zur Tat wird. Mag immerhin die Idee des Nationalismus oder Sozialismus, der Eingliederung des einzelnen in Volk und Staat, seiner Einordnung in den allgemeinen Dienst schon ein Jahrhundert lang lebendig gewesen, ja mag sie nichts als der Ausdruck der Wirklichkeit sein, so wußten doch die Handlungen der Menschen nichts von ihr: praktisch haben wir doch alle bis zum Kriege ganz individualistisch gelebt, und erst der Krieg hat uns belehrt, daß unser Leben nicht uns, sondern der Gemeinschaft gehört, daß wir kein Zweck, sondern bloß ein Mittel, daß wir nur soviel wert, als wir brauchbar sind. Hat uns das wirklich der Krieg erst gezeigt? Wer war denn vor dem Krieg sein eigener Zweck? Ein paar Millionäre, Dilettanten und Ästheten, die Handvoll vaterlandsloser Existenzen im Schlafwagen und in den großen Hotels, die sich Kosmopolis hieß, die Weltenbummler, Entwurzelten, Schweifenden mochten sich allenfalls einbilden, ihr eigenes Leben zu leben. Jeden anderen lehrte seit dreißig Jahren jeder Schritt, den er tat, jeder Blick auf sich selbst, wie bedingt er war. Von klein auf sah sich das heute lebende Geschlecht überall eingereiht, immer schon im Dienste. Wo war denn in dieser ungeheuren Organisation unseres wirtschaftlichen Lebens, wo war denn in diesem alles verschlingenden, alles beherrschenden „Betrieb“\*) noch Platz für die freie Persönlichkeit? Der Betrieb nahm den einzelnen auf und nahm ihn ein, vom Menschen blieb nichts mehr übrig. Der

\*) S. meinen Aufsatz ‚Der Betrieb‘ in ‚Inventur‘. S. Fischer in Berlin.

Betrieb, der Herr der Welt, hatte sich den Menschen, seinen Knecht, innerlich und äußerlich so völlig angepaßt, daß schon alle Persönlichkeiten verschwanden. Es gab ja keine Persönlichkeiten mehr, es gab nur noch Typen. Die Menschen desselben Betriebs wurden einander immer ähnlicher; wer einen aus diesem Betriebe kannte, kannte alle, es gab keine Originale mehr. Sie wohnten gleich, dachten gleich, sprachen gleich, kleideten sich gleich, unterhielten sich gleich, langweilten sich gleich, litten gleich, hatten die gleichen Lüste, Laster und Krankheiten, lebten und starben gleich. Es gab keinen Herrn Soundso mehr, es gab nur noch den Fabrikanten, den Bankier, den Beamten, Berlin W oder Berlin O, auch in der äußeren Erscheinung schon, man war Schwerindustrieller oder Künstler oder Arbeiter, und so sah man auch aus, nach Börse, Warenhaus oder liberalem Beruf, nicht nach sich selbst, selber war man nichts und selber auch nur etwas scheinen zu wollen, auch nur in der Tracht, Haltung oder Mundart, galt für affektiert, es war unnatürlich geworden, selbst zu sein, so sehr, daß die paar Sonderlinge, die das noch versuchten, aus Dünkel oder Pose, gleich auch wieder ein gemeinsames Geschäft, einen gemeinsamen Betrieb daraus machten und gleich auch wieder einen gemeinsamen Typ gaben; auch ihnen gelang es nicht, persönlich zu sein, auch sie wurden ihrem Betriebe gleich wieder assimiliert: Café des Westens oder Schwabing. Nein, der Krieg hat nirgends erst das Individuum überwinden müssen, er fand gar keins mehr vor, er fand nur mehr Typen vor, in festen Verbänden zusammengeschlossene, von diesen Verbänden beherrschte, geformte, ganz unpersönliche Typen. Die Frage war auch gar nicht, keinen Augenblick lang, wie sich der einzelne zum Krieg verhalten, ob er ihn bejahen oder verneinen würde, der einzelne war ja gar nicht mehr da. Die Frage war von Anfang an und blieb in allen Phasen dieses Kriegs: was sagen die Gewerkschaften, was die großen Banken, was die In-



dustrien? Es war eine furchtbare Kraftprobe der Nation und des Staats, aber keinen Augenblick dem Individuum, sondern immer nur den Verbänden gegenüber, die jedes Individuum längst aufgesaugt hatten. Die bange Frage war, ob der Staat noch Macht über die Verbände hatte. Das Individuum war nicht erst einzugliedern, es ist es längst, seine Kraft und sein Sinn waren nicht mehr zu fürchten, es hat keine mehr, das jetzt lebende Geschlecht wuchs schon auf in Reih und Glied. Aber daß der Staat die Macht bewies, nun auch die Verbände, diese Sammlungen von Individuen, und den Eigensinn, den Eigenwillen der Verbände seinem Sinn und seinem Willen einzureihen und einzugliedern, daß es doch über den Verbänden noch etwas Lebendigeres und Gewaltigeres gab, das war das ungeheure Erlebnis, schon der Mobilmachung: Denn im Frieden schien die Macht der Verbände längst der Staatsgewalt entwachsen, weit über die Grenzen des eigenen Staats, des eigenen Volks empor, und mit denselben Verbänden fremder Staaten, fremder Völker zusammen, die Verbände schienen international und übernational, zwischenstaatlich und überstaatlich geworden. Und wir atmeten auf, als der Krieg überall bewies, daß der eigene Staat, das eigene Volk doch stärker als der Interessenverband, daß das Vaterland überall noch mächtiger als die Weltwirtschaft, daß in der Stunde der Gefahr der Geist wieder Herr über den Bauch war.

Wenn also das Individuum schon vor diesem Kriege längst eingegliedert war, so kann die Wegwendung von 1789, die Heimkehr des damals atomisierten Individuums zur Gemeinschaft und Geschichte nicht die Idee von 1914 sein. Und wenn uns dennoch das Gefühl nicht verläßt, daß mit diesem Krieg eine neue Epoche beginnt, nicht bloß für uns, sondern für die ganze Menschheit, daß, wie Troeltsch gesagt hat, „um uns Zukunftsluft weht“, und wenn wir verlangen, uns des neuen dieser Epoche, uns dieser Zukunft, die wir wehen spüren, bewußt zu werden, so müssen die

Ideen von 1914, die Ideen der von uns so stark als neu empfundenen Wirklichkeit, andere sein als bloß der Abkehr von 1789, der Einkehr des Individuums in den allgemeinen Dienst. Nach einer solchen Idee, die der Ausdruck der neuen Wirklichkeit wäre, einer Idee der nahenden Zukunft, verlangt uns.

Irgend etwas Neues, Anderes, Unbekanntes muß in diesem Krieg erschienen sein, denn wir fühlen uns befreit, fühlen uns erlöst. Die Zeit vor dem Krieg war drohend durch ihre Willkür. Alles schien Zufall, und nirgends mehr, weder im Schicksal des einzelnen noch der Völker, ein waltendes Gesetz, alles unzusammenhängend. Jetzt aber empfinden wir überall Notwendigkeit, überall Schicksal, überall den festen Schritt einer bestimmenden Macht. Unser Gefühl ist, daß etwas an der Menschheit vollzogen wird. Wir hatten nur noch in lauter Relativitäten gelebt und werden staunend zum erstenmal wieder das Absolute gewahr.

Nach dem Absoluten, irgendeiner Form des Absoluten, irgendeinem letzten Punkt, woran er alles befestigen könnte, greift der Mensch immer, und nach einem Absoluten, das ihn selber dabei doch nicht vernichten, das ihn vielmehr bestätigen, das ihm seinen Raum anweisen soll. Das war das Furchtbare des „Betriebs“, daß er das Individuum zu verschlingen schien; es gab keinen Schutz mehr vor ihm. Darum atmeten wir auf, als der Krieg diesen überstaatlichen und übernationalen Verbänden, worin Individuen, Völker und Staaten verschwanden, Grenzen wies. Es war ein Sieg des Vaterlandes, ein Sieg des Staatsgedankens, ein Sieg des Geistes über die Wirtschaft, und damit eine Rettung des Individuums. Denn das Individuum fühlte sich nun nicht mehr bloß einer einzigen Macht untertan, und sobald es inne wird, daß es, seiner Natur nach, nicht bloß einer einzigen Ordnung, sondern verschiedenen Ordnungen angehört und gegen jede dieser Ordnungen Pflichten hat, hat es auch Rechte, es wird sicher, es kann von keiner mehr verschluckt werden, eine schützt es vor

der anderen. Das Wesen des Menschen, das vorher schon fast an den „Betrieb“ verloren schien, haben wir durch den Krieg erst wieder kennen gelernt. Staaten und Völker sind da, bereit, sich, wenn es sein muß, ausrotten zu lassen. Wofür? Um zu verhüten, was ihnen unrecht scheint. Um zu beschützen, was ihnen recht scheint. Für Ideen. Die Fischer in der Bretagne werden nicht reicher und nicht ärmer, ob das Elsaß deutsch bleibt oder französisch wird, der russische Bauer hat nichts davon und der in Oberösterreich, Tirol oder Steiermark hat nichts dagegen, wenn der Zar in Konstantinopel einzieht. Es wird an diesem Krieg verdient, in London und in Berlin, aber nicht in den Schützengräben, nicht im Trommelfeuer, nicht von den Kämpfern. Gekämpft wird für Ideen. Und daran, daß die Menschheit bereit ist, für Ideen zu sterben, erkennt sie wieder, daß sie für Ideen lebt. Der Geist ist auferstanden, vom geistigen Tode der letzten dreißig Jahre sind wir erwacht, das hat uns dieser Krieg erbracht. Nicht bloß die Bindung des Individuums. Es war längst wieder gebunden, an den Betrieb. Aber dies war eine Bindung im Leeren. Diese leeren, seelenlosen, das Individuum vernichtenden Bindungen der wirtschaftlichen Gemeinschaften, weichen nun höheren, weichen sittlichen, weichen Bindungen des Gefühls. Ein Staatsgefühl entsteht. In der liberalen Zeit ist der Staat im besten Fall als ein notwendiges Übel geduldet worden, in der Zeit des Betriebs ist er verstanden worden, der Staatsgedanke wuchs, aber erst der Krieg gab, auch den Massen, eine lebendige Staatsgesinnung, ein unmittelbares Gefühl für den Staat. Jetzt erst hat der einzelne, wie Erich Evert in seiner klugen Schrift über „Das innere Deutschland nach dem Kriege“\*) sagt, das Gefühl, „selber der Staat zu sein — nur ein Teil zwar, aber doch etwas vom Staate selber, ein Stück von ihm, nicht bloß dazu zu gehören, wenigstens nicht als Zubehör, sondern mindestens wie ein An-

\*) Diederichs in Jena, 1916.

gehöriger. Es sind eben andere, wärmere, organischere Empfindungen an die Stelle der bloßen Unterordnung getreten“. Der Eingliederung in den wirtschaftlichen Verband, in den sozialen Beruf, in den Betrieb hat sich der einzelne gefügt, aber er ist ihrer nicht froh geworden, es hat ihm vor ihr gegraut, er ist bloß dazu genötigt gewesen, er hat bloß einem äußeren Zwange gehorcht, innerlich eher widerstrebend, er hat nicht anders können, er hat sich einordnen müssen, er hat es bloß erlitten. Aber jetzt ordnet er sich dem Staate willig, tätig, ja freudig ein. Staatsgesinnung, Staatsgefühl, Wille zum Staate sind plötzlich da, der einzelne steht dem Staate nicht mehr gegenüber, er stellt sich selbst in den Staat, der Staat ist nicht mehr die Obrigkeit, der einzelne nicht mehr der Untertan, Obrigkeit und Untertan sind verschwunden, seit beide sich eins fühlen, der einzelne sich als ein mitwirkendes, selbst den Staat tragendes, aber auch selber wieder vom Staate getragenes Glied fühlt, der Staat den einzelnen nicht bloß formt, sondern auch wieder selbst von allen einzelnen geformt wird. In den Nationalstaaten hat sich dieses neue Staatsgefühl unmerklich mit dem Nationalgefühl vermischt, das Nationalgefühl ist dadurch bloß sozusagen anders schattiert worden. Aber in den Völkerstaaten ist das Nationalgefühl durch das früher verborgene, jetzt im Krieg erst aufschießende Staatsgefühl gebändigt, zur Besinnung gebracht und zurechtgewiesen worden. Wo der Krieg in Völkerstaaten den einzelnen etwa zwang, zwischen Staatsgesinnung und Nationalgefühl zu wählen, hat der Instinkt überall, ohne zu zaudern, für die staatliche Pflicht gegen die nationale entschieden; wenn es vorkam, daß einer anders entschied, so war das immer ein Intellektueller, ein Entwurzelter, einer von den Verbildeten, die mit dem Herzen denken und mit dem Kopfe fühlen. Der natürlichen Empfindung der Massen war überall ihr Staat näher als die Nation, so hoch ist in diesem Kriege der Staat über alles gewachsen.

Aber zur selben Zeit, da der Staat so hoch, ja fast ins Grenzenlose, fast ins Unbedingte, fast zum Absoluten wuchs, fand er selber Grenzen, fand sich selbst auf einmal bedingt, fand sich selbst zum erstenmal eingereiht, und ein Höheres über sich, dem nun auch er wieder dient, wie das Individuum ihm. Auch die Staaten selber hat ja dieser Krieg in Reih und Glied gestellt. Nicht zwischen zwei Staaten geht er ja, sondern zwischen Staaten-gruppen, es steht nicht Staat gegen Staat, sondern je ein Staaten-verband gegen den anderen, und hier wie dort herrscht das gemeinsame Ziel, dem der eigene Sinn, der eigene Wille eines jeden der verbundenen Staaten gehorcht, hier wie dort wird die Gruppe, wird der Verband mächtiger als jeder einzelne der verbundenen Staaten, und nicht etwa bloß notgedrungen ertragen die Völker dies, sondern sie stimmen so freudig zu, daß bald der Wunsch verlautet, diese zum Ziele notwendigen, vom Kriege gebotenen Vereinigungen, auch wenn das Ziel erreicht sein wird, nicht wieder aufzulösen, sondern auch im Frieden für die Zukunft zu bewahren. Möglich, daß dieser Wunsch, vom Krieg erregt, mit dem Krieg wieder verlischt, aber daß er nur überhaupt einmal sich regen konnte, daß die Nationen, eben noch vom Ideal des abgeschlossenen Nationalstaates beherrscht, auch nur des bloßen Gedankens fähig waren, sich über der Nation noch etwas vorzustellen, dem nun auch sie wieder sich unterordnen müsse, wie das Individuum ihr, daß ihnen dieser Gedanke nicht einfach un-erträglich, daß er ihnen nicht ein Verrat, ein Sakrileg schien, daß er ihnen vielmehr die Verheißung einer besseren Zukunft scheint, das hätte noch im Juli 1914 kein optimistischer Phantast auch nur für das nächste Jahrhundert vorauszusagen gewagt. Ein Buch wie Naumanns Mitteleuropa wäre damals unmöglich gewesen — und heute bemerken wir schon gar nicht mehr, was es uns zumutet! Es will die Gruppen, die die Not des Augenblicks gebar, verewigen, die Völker, die der Krieg verband, sollen

auch im Frieden verbunden bleiben. Wird dadurch nicht das heiligste Recht aller Völker, sich selbst zu bestimmen, bedroht? Man kann darauf mit einer Gegenfrage antworten: Wird das Individuum durch Einordnung in den Staat bedroht? Es gibt Einordnungen, die als solche Drohung empfunden werden, nämlich wenn sich das Individuum dadurch in seinem Innern gehemmt fühlt. Seinen inneren Sinn behaupten, entfalten und darstellen zu dürfen, gilt dem Menschen für ein Unrecht, und dieses Unrecht zu verteidigen, wenn es sein muß mit Gewalt, für eine heilige Pflicht. So 1789. Hat das Individuum aber den Weg zu seiner Eigenart erst frei, so wird es bald gewahr, daß es aus eigener Kraft allein sie niemals erreicht: es enthält mehr, als es selbst gestalten kann, seine beste Kraft bleibt in ihm stecken, wenn ihm nicht von außen geholfen wird, und irgendwann erlebt jedes an sich das Wort Goethes: „Was der Mensch auch ergreife und handhabe, der einzelne ist sich nicht hinreichend.“ Das Gebot der Nächstenliebe ist im Grunde ein Gebot der Eigenliebe: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, weil du dann erst, nur an deinem Nächsten erst, zu dir selbst kommst!

Es ist bald fünfundzwanzig Jahre her, daß Ibsen, alt und geheimnisvoll, in Wien unter jungen Leuten saß. Die Nacht war vorgerückt, sie zechten scharf, das Gespräch wurde heiß, es ging, wie jedes damals, um Individualismus oder Altruismus, es war die Zeit der ethischen Bewegung. Das verdroß den Alten, der sich sein Recht auf Persönlichkeit durchaus nicht antasten ließ, er wurde wild und schlug auf den Tisch, bis es einem der Jünglinge, der später der Führer der österreichischen Sozialdemokratie wurde, noch im rechten Augenblick gelang, mit einer artigen Wendung die gute Laune wiederherzustellen, indem er sagte: „Ja wenn ich Ihre Persönlichkeit hätte, die wäre mir auch genug! Und sie mag auch stark genug sein, im Unbedingten standzuhalten! Aber meine nicht, und so muß ich mich schon

bescheiden, mir bleibt bei meiner Dürftigkeit und innären Unzulänglichkeit nun einmal nichts übrig, als mich anzuschließen und einzufügen, als aufzugehen im allgemeinen.“ Das gefiel dem Alten, er ließ es lächelnd gelten, die Becher klangen wieder hell. Heute verstehen wir die Frage jener Zeit eigentlich kaum mehr recht, wir wissen heute, sie war im Grunde falsch gestellt, denn es gilt da doch gar kein Entweder — Oder, sondern ein Sowohl — als auch; wir würden Ibsen heute antworten: Eben um der Persönlichkeit willen wollen wir mit unserer dienen, weil Erfahrung zeigt, daß Persönlichkeit sich ja niemals aus eigener Kraft allein, sondern immer am gemeinsamen Werke mit anderen erst ganz erfüllt.

Es hat lange gebraucht, bis das Individuum, aus dem Rausche der Revolution erwachend, das wieder erkannte und sich allmählich erst wieder selbst verstand. Und wenn sich heute jeder zum Sozialismus in irgendeiner Form bekennt, so widerspricht er damit dem Individualismus gar nicht, Individualismus und Sozialismus haben einander durchdrungen, in unserem Sozialismus lebt ein unentbehrlicher Individualismus fort, unser „Sozialismus“ ist im Grunde bloß ein wohlverstandener, ein besser unterrichteter Individualismus. Und ebenso hat auch der Krieg den Nationalismus nicht etwa widerlegt, er hat ihn nur besser belehrt, auch die Nation hat jetzt, wie das Individuum, erst sich selbst verstehen gelernt, es geht mit Mitteleuropa nicht gegen den Nationalismus, es geht, was Naumann, der mehr die Kraft des Ahnens als des Schauens hat, vielleicht noch gar nicht weiß, vielleicht auch nur noch nicht zu wissen wagt, um einen höheren, um einen wohlverstandenen Nationalismus, um einen unter vielen, zwischen vielen, so daß jeder davon durch die Nähe der anderen zwar noch mehr gespannt, aber auch zur Selbstbesinnung genötigt und in seine Grenzen gewiesen wird. Denn wie das Individuum nach Goethes Wort „sich von der einen Seite zu

verselbsten genötigt ist“, aber doch auch „von der anderen in regelmäßigen Pulsen sich zu entselbstigen nicht versäumen darf“, so hat auch die Nation ein Recht auf sich selbst, dem keine jemals entsagen wird, dem sie gar nicht entsagen kann, sie muß auf Eigenart, innere Freiheit und Selbstdarstellung dringen und wehrt von sich ab, was ihr Wesen, ihren Sinn, ihre Form zu vergewaltigen oder auch nur zu verwischen, zu vermischen droht, aber keine wird doch auch wieder eine tiefe Sehnsucht ins Weite los, Sehnsucht über sich hinaus, Sehnsucht gerade nach dem Fremden, Sehnsucht aus der eigenen Enge zur allgemeinen Höhe, freilich zugleich mit einer geheimen Angst vor dieser Sehnsucht. Angst, ins Leere zu verschweben, selbst zu zerrinnen, sich zu verlieren oder doch zu verarmen an Eigenart, an dem gerade, was nur sie hat und was allein nur sie der Welt geben kann und was zur Welt zu bringen ihre Pflicht, ihre Sendung, ja ihre Rechtfertigung für sich selbst und vor den anderen ist. Diese Angst jagt jede Nation immer wieder in sie selbst zurück, jene Sehnsucht zieht jede Nation immer wieder über sie selbst empor, und so schwankt sie, wie sie sich entscheiden, was sie wählen, und erst seit diesem Kriege weiß jede, daß sie beides soll, weil erst dieser Krieg jetzt einer jeden gezeigt hat, daß es sie nicht schwächt, sich einzureihen, sondern stärkt, daß sie, wenn sie sich einreihet, darum nicht aufhören muß, sie selbst zu sein, sondern gerade selbst, eingereiht, erst zu Kräften, eigenen Kräften kommt, die sie, mit sich allein, immer schon in sich drängen, aber zu entbinden, zu entfalten, gar zu gestalten sich ohnmächtig fühlte, ja daß sie, wenn sie sich einreihet, gerade dadurch eine Macht gewinnt, mit der sie's getrost wagen darf, eingereiht zu bleiben, ohne Angst für sich.

Das ist das Neue, das wahrhaft Neue, das überwältigend Neue, das uns dieser Krieg erbracht hat: wie die Individuen längst, sind nun auch die Nationen organisiert worden, durch Willens-



vereinigung zu gemeinsamer Tat an gemeinsamem Werk bei gesicherter Freiheit jeder nationalen Eigenart.

Organisation von Nationen ist die Tatsache dieses Krieges. Sie ist da, an allen Fronten. Wird sie uns nur erst auch noch bewußt, dann haben wir an ihr die „Idee von 1914“.

Zeichen, wie stark sie sich ankündigt und selbst Widerstrebende nicht ausläßt, sind schon überall, Zeichen, wie wir unwillkürlich, ja widerwillig uns in einem neuen Raum gedrängt sehen, einen Raum über den Staaten. Der ganz im bürgerlichen Nationalismus aufgewachsene Kjellén, dem früher der Nationalstaat so sehr eine Notwendigkeit schien, daß er den Völkerstaat wider die Natur fand, selbst er muß in seiner letzten Schrift zugestehen, der Nationalstaat sei nicht das letzte Wort der Geschichte: „Es liegt nichts in seinem Wesen, was höhere Verbindungen verbietet“, und „daß die Geschichte auch die Nationalstaaten zu höheren Verbänden zusammenschließen wird, ist um so weniger ein fremder Gedanke, als dies der einzig organische Weg zum Universalstaat ist, auf den wir ja alle einmal in Vollendung der Zeit hoffen“. Und auch ein so streng national gesinnter Mann wie Friedrich Meinecke, so vom Geiste des Freiherrn vom Stein und Bismarcks durchdrungen, ein so kraftvoller und herzhafter Deutscher glaubt jetzt\*) die „Flegeljahre des aufgeregten Nationalismus“ überwunden, der „zum großen Teil Pubertätsfieber war“, und hofft auf „ein föderatives und tolerantes Nationalgefühl in Mitteleuropa das sich männlich bescheidet und die Notwendigkeiten der Lage anerkennt, denn zwingend und gebieterisch sind diese Notwendigkeiten. Der furchtbare konzentrische Druck von Westen und Osten zwingt alle mitteleuropäischen Nationen, sich zusammenzuschließen, zu großen, leistungsfähigen Deichverbänden und sich dabei die Grundlagen ihrer nationalen Existenz zu garantieren. Je fester diese Deichverbände und je stärker die sie tragenden

\*) ‚Probleme des Weltkriegs‘, Neue Rundschau, Juni 1916.

Solidaritätsgefühle sein werden, je mehr man aufeinander vertrauen lernt, um so weiter kann das Maß der politischen Bewegungsfreiheiten für alle angeschlossenen Nationalitäten gesteckt werden“. Und er unterläßt nicht, auszusprechen, daß gerade damit nur „die Idee der Bismarckschen Reichsgründung in loseren Formen auf die Weltstellung Deutschlands übertragen wäre“.

Wohin wir uns wenden, überall blickt uns der Nationalismus jetzt anders an als vor dem Krieg, er hat ein neues Gesicht, ein zweites Gesicht, zur Zukunft hin, die ihn verändert, aber eben dadurch nur bestärkt. Denn nicht bedroht oder gefährdet wird das Nationalgefühl in den großen Verbänden, in die der Krieg die alten Staaten eingereiht hat, sondern vergeistigt und verklärt durch die neue Idee. Aber — ist sie denn so neu, diese Idee einer Völkerverbindung zu gemeinsamer Arbeit an gemeinsamem Werk, die Idee von 1914?

1871 gab der alte Döllinger, als Rektor der Münchener Universität, dem damals aus Frankreich schallenden Ruf nach Rache und Vergeltung die deutsche Antwort: „Wir unsererseits nehmen dieses Kartell des Hasses und der Rache nicht an, nicht nur weil jeder Haß das Leben verbittert und verdüstert, sondern auch weil wir meinen, Nachbarvölker seien bestimmt, als Brüder sich zu vertragen und einander zu helfen . . . Wissen wir doch, daß alle christlichen Völker Glieder eines Bundes sind, welcher, wie er Befugnisse verleiht, so auch Pflichten auferlegt, und daß jede der großen europäischen Nationen ihre eigentümliche Aufgabe für das ganze Menschengeschlecht zu erfüllen hat.“

Und schon 1809 schrieb Heinrich von Kleist für ein mit Dahmann geplantes Wochenblatt einen Aufruf, da nennt er die deutsche Nation eine „Gemeinschaft, die, unbekannt mit dem Geist der Herrschsucht und der Eroberung, des Daseins und der Duldung so würdig ist wie irgendeine; die ihren Ruhm nicht

einmal denken kann, sie müßte denn den Ruhm zugleich und das Heil aller übrigen denken, die den Erdkreis bewohnen; deren ausgelassenster und ungeheuerster Gedanke noch, von Dichtern und Weisen auf Flügeln der Einbildung erschwungen, Unterwerfung unter eine Weltregierung ist, die in freier Wahl von der Gesamtheit aller Brüdernationen gesetzt wären“.

Ein uralter deutscher Traum ist die Symphonie der Völker. Fichte hat ihn geträumt, und Novalis, in seiner Vision der alten Christenheit, ja schon Leibniz. Denn dieser Traum ist nichts als Erinnerung: der Deutsche will nur wieder, was er schon einst hatte. Denn der freie Völkerbund ist die germanische Form, in ihr beginnen unsere Stämme, Franken, Alemannen, Sachsen ihr geschichtliches Dasein, und das Völkerreich Karls des Großen, das alle deutschen Stämme mit Galliern, Romanen und Slawen verband, ist es, das noch immer im Deutschen lebt, das kann er nicht vergessen, die Erinnerung daran ist die lebendige Kraft, der schaffende Trieb der ganzen deutschen Geschichte geblieben, sie hat die Hohenstaufen, sie die Habsburger beseelt, und was immer, wann immer durch Deutsche Großes geschah, jede wahrhaft deutsche Tat trägt die karolingische Spur, und selbst in dem heute lebenden, der Vergangenheit untreuen, an den Gelderwerb verrathenen Geschlecht klingt die noch immer wache Sage nach, daß der alte Kaiser Karl immer wieder seine Raben aus dem Untersberg schickt, ihm zu melden, ob es denn noch nicht Zeit für ihn, wiederzukommen und die letzte Schlacht zu schlagen, in der die lichten Menschen über die finsternen siegen und dann das neue Reich aufrichten werden, das Reich der Freude, des Friedens und der Freiheit. So unvergeßlich, unauslöschlich, unsterblich ist dieser uralte deutsche Traum.

Aber diesen uralten deutschen Traum träumen auch andere Völker. Das ist sehr seltsam: jedes Volk Europas glaubt an ein Reich der freien Eintracht aller, aber erst, wenn es die anderen

mit Gewalt überwunden und sie zur allgemeinen Freiheit gezwungen haben wird. „Jedes große Volk“, hat Dostojewski gesagt, „glaubt und muß glauben, daß in ihm und nur in ihm allein die Rettung der Welt liegt, daß es bloß lebt, um an die Spitze aller Völker zu treten, sie alle in sich aufzunehmen und sie in voller Übereinstimmung zum endgültigen, allen vorbestimmten Ziele zu führen\*)." Er, der in Rußland ganz allein die geistige Arbeit getan hat, die bei den anderen Völkern an so viele verteilt war, der seine verirrte Nation aus dem Individualismus der „Westler“, der Scheineuropäer, der Nihilisten wieder heimgeführt hat ins eigene Land und zur eigenen Erde, zum Volke zurück, der in seiner Person den Russen wurde, was uns das Erbe Goethes, die Romantik, die geschichtliche Sprachwissenschaft, die geschichtliche Rechtswissenschaft, der Anblick Bismarcks, der Kathedersozialismus und die Sozialdemokratie, was auch in allen anderen Ländern erst das Ergebnis von Geschlecht zu Geschlecht geduldig fortgesetzter Einwirkungen vieler war, dieser einzige, sein Jahrhundert in sich versammelnde Mann, traute dem Volke, „in dem die Wahrheit ist“, die Kraft zur Ausöhnung aller Widersprüche der geschichtlichen Menschheit in einer welterlösenden Synthese zu. Aber auch er nur seinem Volke. Wie wir alle. Alle Völker glauben, daß das letzte Wort der Menschheit noch nicht gesprochen ist, und alle Völker glauben, daß dieses letzte Wort die Gemeinschaft aller aussprechen wird, aber jedes glaubt, daß nur von ihm selber allein dieses letzte Wort ausgesprochen werden kann, und erst, wenn ihm alle anderen gehorchen. Diesen Glauben hat jedes Volk und muß ihn jetzt haben, wenn es sich nicht selbst verraten will. Und so, den ewigen Frieden alle verlangend, stehen wir im ewigen Kriege.

Solange, bis erst die Völker wieder etwas über sich anerkennen

\*) ‚Politische Schriften‘. München, R. Piper. S. 212.

lernen werden, ein Gesetz, das nicht sie selbst sich geben, ein ewiges Gesetz, vor dem sie sich selbst vergänglich, dessen Werkzeuge sie sich fühlen. Der Anfang dazu ist jetzt da. Jene großen „Deichverbände“ ordnen jedes der Völker, die durch die Not des Kriegs, durch den Willen zum Siege verwachsen, in den gemeinsamen Geist ein, einen Geist, zu dem sich alle diese Völker desselben Verbandes bekennen, und der doch keinem dieser Völker allein gehört, der in ihrer Gemeinschaft und durch die Gemeinschaft erst entstanden, der etwas Höheres als jedes von ihnen, der über ihnen allen ist. Der Verband weist jedes dieser Völker auf das, was es ist, zurück, denn eben um jedem das, was es ist, die Freiheit seiner Eigenart, zu sichern, ist er überhaupt erst entstanden, aber zugleich weist er jedes dieser Völker auch wieder über das, was es ist, hinaus, nämlich an die Gemeinschaft mit den anderen. Jedes bleibt sein eigener Herr und lernt doch dienen, einer höheren Pflicht dienen, der es mit den anderen zusammen gehorcht. Und wenn diese Verbände auch im Frieden erhalten bleiben und die Lehre, die sie schon durch ihre bloße Gegenwart sind, erst ein Jahrhundert lang auf ihre Völker fortgewirkt haben wird, dann können wir hoffen. Was Völkern wie Individuen am schwersten wird, hätten sie dann vielleicht gelernt, hätten das Recht auf Eigenart, das ein jedes für sich fordert, auch anderen zugestehen gelernt, deren Eigenart ja schließlich die Bedingung der eigenen ist, da doch, wären alle gleich, keine mehr eigen wäre, und hätten gelernt, daß, wie der Nation jedes Individuum mit seiner besonderen Kraft an seiner besonderen Stelle notwendig ist, um, eben indem es sich auswirkt, die Nation zu tragen, mitzutragen und so zugleich sein eigener Zweck, aber auch ihr dienendes Glied zu sein, so auch über den Nationen wieder aus den Nationen sich der katholische Dom der Menschheit erhebt, der mit seiner Turmspitze Gott berührt. In diesem Dom bedingt sich alles, alles ist Zweck und

Mittel zugleich, alles, indem es, um ein viel mißbrauchtes Wort recht zu gebrauchen, sich auslebt, sich seiner Kraft freut, sich tätig erfüllt, wirkt eben dadurch fürs Ganze, dient dem Ganzen, gibt ebenso selber dem Ganzen seinen Sinn und empfängt ihn auch wieder vom Ganzen, da doch dieser ungeheure Dom der Menschheit, dem alle Völker und in ihren Völkern wieder alle Individuen dienen, zuletzt bloß dazu dient, den einzelnen Menschen mit Gott zu verbinden. Wie der einzelne, der sich freudig in den Dienst der Nation stellt, sich dadurch nicht verwischt, nicht aufhört, seine Kraft und Eigenart zu regen, sondern dieser, indem er ihr ein Ziel gibt, an dem sie sich äußern kann, selber nun erst recht inne wird, sie nun erst zur rechten Wirkung bringt, so kann auch die Nation am Werke der Menschheit erst alle ihre Herrlichkeit entfalten, zu der sie und gerade nur sie mit der vom Anbeginn in ihr waltenden, ihr allein mitgegebenen, von Gott zugewiesenen Tugend bestimmt ist. Das gemeinsame Werk der Nationen, dieser Gottesdienst der Menschheit, wird kein fauler Friede sein. Krieg wird immer auf Erden unter den Menschen der Vater aller Dinge bleiben, wie der alte Heraklit gesagt hat. Aber es wird dann ein anderer Krieg, es wird ein Krieg um die größte Tüchtigkeit, um die beste Leistung, um den höchsten Einsatz reinsten Menschlichkeit sein, um die wahre Gotteskindschaft.

2. Zur Grundtonart zurück  
von Johann Plenge

Münster i. W., den 26. Februar 1917.

Sehr geehrter Herr Bahr!

Eine starke Belastung mit Arbeit hat mich bisher davon abgehalten, Ihnen für die freundliche Zusendung Ihres Aufsatzes über die „Ideen von 1914“ zu danken, in dem Sie an meine Gegenüberstellung von 1789 und 1914 anknüpfen. Ein Teil meiner Tätigkeit hat in der Drucklegung einer ersten Abhandlung zur „Grund-

legung der vergleichenden Wirtschaftstheorie“ bestanden. Ich werde sie Ihnen in allernächster Zeit zugehen lassen, da die Theorie von den *Organisationsarten*, deren Aufstieg in der menschlichen Geschichte die Entwicklung der *organischen* Arten fortsetzt, einen wesentlichen Unterbau zum Verständnis der *Organisationsidee* hinzufügt. Nur was stets das Wesen des geschichtlichen Lebens bildete, kann auf der Höhe der menschlich-gesellschaftlichen Selbsterkenntnis zum bewußten Lebensziel werden. Schon jetzt habe ich meinem Verleger den Auftrag gegeben, Ihnen meine „Denkschrift über eine Unterrichtsanstalt zur Ausbildung praktischer Volkswirte“ und das Begleitwort dazu „Aus dem Leben einer Idee“ zu schicken, damit Sie sehen, wie ich mir die Durchgeistigung des „Betriebes“ denke und wie der „organisatorische Sozialismus“ von 1914 doch etwas anderes ist wie die Sozialpolitik der 70er und 80er Jahre.

Mit dem vorwegnehmenden Hinweis auf diese Unterlagen und unter Berufung auf meine Ihnen schon bekannten Schriften möchte ich Ihnen jetzt in fünf Punkten widersprechen, in denen sich, wie mir scheint, die von Ihnen betonten Unterschiede in unserer Auffassung zusammenfassen lassen. Aber nicht um des Gegensatzes willen, sondern nur, damit wir der weitgehenden Übereinstimmung bei aller Verschiedenheit der persönlichen Erfahrungen inne werden.

1. Ich bin wie Sie von Grund aus der Überzeugung, daß der Mensch stets und immer „soziales Ich“ ist und sich nur illusionär in einem reinen Individualismus absondern kann. Cogito, ergo sumus heißt es schon in meinem „Marx und Hegel“. Darum braucht der Mensch in der Tat letzten Endes nicht zu lernen, sich einzugliedern, weil er immer eingegliedert ist und zu allen Zeiten in den Bedingungen des Gesamtlebens gehalten wird, die er dann durch sein eigenes Tun und Wollen mitbeeinflußt. Aber in der Selbstbetrachtung seines Wesens, in seinem individuellen

Bewußtsein kann das Licht der Erkenntnis zwischen den Mängeln einseitiger Beschattung und einseitiger Überhellung der zu Grunde liegenden Wesenstatsache des „Ich“ im „Wir“ wechseln, manchmal gibt es ein *clair obscur*, manchmal einen sehr rohen Theater-effekt, sowohl nach der Seite des „Ich“ wie nach der Seite des „Wir“, und nur selten und spät die gleichmäßige und vollständige Durchleuchtung.

2. So sicher der Individualismus der Renaissance, so sicher Rousseau und 1776 vor dem Individualismus von 1789 da waren, so sicher gab es Sozialisten und Nationalisten vor 1914, und nicht nur beides getrennt, sondern, wie Sie wissen, in der absichtsvollen Verklitterung des „Nationalsozialismus“, mit der Naumann in seiner Weise der Zeit vorgreifen wollte, wie Sie ihn richtig charakterisieren, ohne zu *schauen*, sondern nur mit einer gewissen Vorahnung, die gerade das Wesentliche verfehlt. Ideen entstehen niemals an einem Tage und auch die Ideen von 1914 sind weder objektiv noch subjektiv an einem Tage entstanden.

Ich gestehe Ihnen alle Ihre Beispiele zu. Als ich 1874 Geborener selbständig zu lesen begann, gehörte „die Aussichtslosigkeit des Sozialismus“ und Ihre Antwort darauf noch zu den Schriften, von denen man sprach, und Ihr alter Freund Dietzel und ich sind noch 1898 in Bonn in einer lustigen Unterhaltung darauf zurückgekommen, als Dietzel freilich schon längst wieder ein waschechter Vertreter des Individualismus geworden war. Der eindringliche Begriff der *déracinés* ist mir seit seiner Entstehung vertraut und hat in mir stark genug gearbeitet, so daß er sogar bei meinem Übergang zum Sozialismus für seinen Teil mitgewirkt hat. Vollends dem Hinweis auf die Fabier konnte man in meiner Studentenzeit nicht wohl entgehen. Es war ein Lieblingsthema für die schriftstellerischen Übungen halbsozialistischer Dilettanten. Also gab es zweifellos vor 1914 zahlreiche und wichtige Richtungen, die das Ganze über den Einzelnen stellten.



Jedoch: Morgenröte ist nicht Sonnenaufgang und der Vormittag ist nicht die Mittagshöhe. Oder, wenn Sie noch einen Vergleich wollen: die zwölfte Stunde entscheidet, da treten die Geister hervor. Ich habe mich in „1789 und 1914“ darüber ausgesprochen, daß es im Entwicklungsleben der geschichtlich-politischen Ideen gesteigerte symbolische Jahre gibt, in denen der Gehalt einer Ideengruppe am stärksten und schlagendsten heraustritt, und die im höchsten Maße die Kraft der geschichtlichen Weiterwirkung bekommen. 1914 ist dieses *symbolische Jahr* für die *Organisationsidee*, oder scheint es wenigstens werden zu müssen, wenn der Aufstieg der Völker nach dem großen Zusammenbruch gelingen soll.

Aber 1914 war gewiß nicht das erste Jahr, in dem Organisation gefordert oder geschaffen wurde. Sie werden mir zugeben, daß ich in meinem „1789 und 1914“ in zwei Kapiteln über den „nationalen Aufschwung in der Geschichte des Sozialismus“ und über die „Vorgeschichte des Organisationsgedankens“ gehandelt habe, wobei mir nur die kleine Unterlassungssünde vorgeworfen werden kann, daß ich neben dem, was ich für geschichtlich wichtiger hielt, nicht auch die von Ihnen erwähnten Richtungen und Betrachtungen schon mit zwei Worten angeführt habe.

3. Der „Betrieb“, die straff durchgeführte Gliederung im Wirtschaftsleben des konzentrierten Hochkapitalismus, hatte zweifellos in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege den einzelnen überall eingegliedert und dadurch der Organisation der nationalen Kriegswirtschaft äußerlich und innerlich stark vorgearbeitet. Aber vergessen wir nicht den alten wichtigen Unterschied des „an sich“ und des „für sich“, der so oft über Glück und Schicksal der Menschen entscheidet. Die einzelnen standen objektiv unter dem Zwange des „Betriebs“. Subjektiv lehnten sie sich dagegen auf, wie Sie selbst das so ausführlich und nachdrücklich betonten. *Subjektiv* fühlten sich die einzelnen, ich glaube,

wir stimmen darin überein, wesentlich als *vergewaltigte Individuen*, und deshalb gab es in der Zeit vor dem Kriege, und gibt es noch jetzt, nicht nur eine entartete individualistische Genießerschicht der Snobs und Ästheten, sondern in weiten Kreisen der Gesellschaft eine sehr ernsthafte und tiefgehende Entfesselung von den sittlichen Hemmungen und eine ungebundene Rücksichtslosigkeit der einzelnen Interessen. Gerade dieses Gegeneinander von innerer Lebensstimmung und äußerem Lebensbetrieb ergab jene erbitterte Zerrissenheit der Zeit vor 1914, unter der wir gelitten haben. Daß diese stärkste geschichtliche Dissonanz die Lösung fand, macht 1914 zum symbolischen Jahr. Die Dissonanz, die die Kathedersozialisten ausgleichen wollten, war doch wohl weniger hart und wurde zudem nur weitergeführt, aber nicht überwunden. 1884 waren Sie alle doch nur eine kleine fördernde Zukunftsgruppe gegenüber einer ihrer selbst noch sehr sicheren bürgerlich-individualistischen Gegenwart. So haben Sie sich doch damals alle selbst gefühlt!

4. Schon in der ersten Auflage von „Krieg und Volkswirtschaft“, deutlicher und bestimmter in der 2. Auflage, am deutlichsten und bestimmtesten aber in „1789 und 1914“ habe ich ausgesprochen, *daß die Organisationsidee uns mit unabweisklicher Notwendigkeit über den einzelnen Staat hinausweist und sich in dem Ziel einer Völkergenossenschaft auswirken muß*. Das, was Sie zur Hauptidee von 1914 machen möchten, ist also für mich von Anfang an ein wesentlicher Teil eines in sich notwendig verbundenen Ideenganzen.

5. Auch ich sehe das Letzte und Größte der Ideen von 1914 in der *Wiedervereinigung mit Gott*, oder allgemeiner und in gleicher Weise auf das Diesseits und das Jenseits gerichtet, in der *vertieften Erfassung des Geistes im Willen und in der Erkenntnis*. Ich glaube, in „1789 und 1914“ und neuerdings in dem in Schmollers Jahrbuch abgedruckten „Individualismus und Sozia-

lismus“ dargetan zu haben, daß die Organisationsidee uns in das Verständnis der *Mehrpersönlichkeit des Geistes* hineinführt und uns zum Absoluten in ein *objektives* Verhältnis bringt. —

Das waren meine fünf Punkte, die ich klären wollte.

So glaube ich, würde eine sehr weitgehende Übereinstimmung zwischen uns bestehen, wenn Sie sich entschließen könnten, anzuerkennen, daß die *Organisation* in ihrem letzten und tiefsten Sinn die *Idee von 1914* ist, und die Organisation der Völker, die Ihnen am Herzen liegt, nur ein notwendiger Teil des Ganzen.

Freilich werden wir uns wohl am leichtesten zu Punkt 1 bis 3 einigen können, wo mir bloße Mißverständnisse vorzuliegen scheinen. Punkt 4 und 5 brauchen jeder noch eine Ergänzung.

a) Man muß unterscheiden, was nach der Beendigung des Weltkrieges als unverlierbares Lebensziel der Völkergemeinschaft aus dem Kampf geboren sein wird, und was als unmittelbar dringende Aufgabe für die Daseinsnot der einzelnen Staaten und für ihre Lebensansprüche realpolitisch ins Auge gefaßt werden muß, wenn der Krieg vorüber ist. *Zunächst muß Deutschland für sich stark sein.* Ein starkes Deutschland, in dessen Innern die Ideen von 1914 zur Herrschaft kommen, kann der Mittelpunkt der Völkergenossenschaft werden, die wir für die Zukunft erhoffen. Eine überrasch zusammengelimte Völkergenossenschaft bricht auseinander oder ermattet in der lebenshemmenden Reibung einer unausgeglichenen Zusammenarbeit. So oder so wird das Übel schlimmer, als es war.

b) Man darf über der Annäherung an Gott eine von der uns auferlegten geschichtlichen Lebenslage dringend gebotenen *Annäherung an eine höhere irdische Wahrheit* nicht übersehen. Die Organisationsidee enthält auch den alten Organisationsgrundsatz: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist. Der Kaiser, d. h. die Herrschaft über das Diesseits, verlangt daß wir alles daran setzen, um unsere soziale Erkenntnis so zu

schulen und unser praktisches organisatorisches Geschick so zu steigern, daß eine gesunde innere Organisation unserer Wirtschaft durch den Staat, und darauf aufgebaut und von einem Geiste weitgespannter weltgeschichtlicher Erkenntnis getragen, eine Organisation des Zusammenwirkens der Völker möglich wird. *Es ist nicht damit getan, daß wir in einem inneren Dom des Glaubens von neuem auf die Knie fallen, um anzubeten, sondern wir müssen auch den äußeren Dom der Menschheit aufzubauen wissen, von dem auch Sie träumen.*

Stimmen Sie auch diesen Ausführungen zu?

Ich schreibe Ihnen dies alles zunächst mit meinen persönlichen Empfehlungen als Dank für Ihre freundliche Sendung. Aber ich würde es mit aufrichtiger Freude begrüßen, wenn Sie zu diesem Briefe öffentlich, vielleicht im „Hochland“ Stellung nehmen wollten. Die gemeinsame Sache der Ideen von 1914 könnte sehr dadurch gewinnen, und wir könnten ein Beispiel des Zusammenwirkens bei aller persönlichen Verschiedenheit geben, wie es dem Geiste entspricht, zu dem wir uns bekennen.

In aufrichtiger Hochachtung

Ihr sehr ergebener

Johann Plenge.

3. Zwischenfrage  
von Hermann Bahr

Salzburg, 5. 3. 1917.

Sehr verehrter Herr Professor!

Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für die freundliche Sendung der beiden Schriften, für die Verheißung Ihrer neuen Arbeit, die ich mit Ungeduld erwarte, und Ihren anregenden, ausführlichen, mich ehrenden und erfreuenden Brief.

Im ganzen habe ich das angenehme Gefühl, daß ich in der Sache nicht von Ihnen dissentiere, selbst im Tone kaum, sondern

eigentlich nur in den Akzenten, die wir den von beiden gemeinsam anerkannten Erscheinungen geben. Ich habe nichts dagegen, daß die Eingliederung des Individuums in Staat und Nation eine der Ideen von 1914 ist, nur „die“ Idee von 1914 möchte ich sie nicht nennen. Sie haben nichts gegen die Eingliederung auch der Völker und Staaten wieder in noch höhere Verbände, nur daß sie Ihnen weniger wichtig als jene, während sie mir das Allerwichtigste ist, mir wird manchmal angst und bang vor einem schrankenlosen „Individualismus der Staaten“, der alle Persönlichkeit vernichten könnte, die der Individuen wie der Völker. Gegen eine „überrasch zusammengeleimte“ Völkergenossenschaft bin übrigens auch ich, und deshalb gegen Naumanns geschwindes Mitteleuropa sehr skeptisch. — *Die schwerste aller Fragen scheint mir aber, wie der innere Dom und der äußere Dom beide gleich stark aufgeführt werden könnten, und dabei doch so, daß sie sich wechselseitig noch stützen.*

Nochmals von Herzen dankend, bin ich

Ihr verehrungsvoll ergebener

Hermann Bahr.

4. Antwort  
von Johann Plenge

Münster i. W., den 12. März 1917.

Sehr geehrter Herr Bahr!

In unserer gegenseitigen Aussprache dürfen wir uns freilich nicht darüber täuschen, daß wir als Reformatoren des individualistischen Geistes vorläufig nur so einig sind wie Luther und Zwingli, als es zum „Dieses ist“ gekommen war. Denn mir scheint, daß logisch und praktisch alles darum geht, ob der Organisationsgedanke eine der großen ebenso natürlichen wie geistigen Wahrheiten ist, die die Menschheit in einer Periode ihres Lebens ganz und von Grund aus ergreifen muß. Sogar mit

der Gefahr der einseitigen Übertreibung, damit sie sich in dem Kreise anderer einseitiger Wahrheiten auf die Dauer behaupten kann. Bedeutet der Organisationsgedanke einen wirklichen Lebensstil, eine der letzten, wenn nicht gar die letzte konstruktive Möglichkeit bei der inneren und äußeren Regelung des menschlichen Zusammenlebens, so geht er als dieser einheitliche Lebensstil durch alle Bauglieder des Gesellschaftslebens hindurch und gilt also auch für das Zusammenleben der Staaten. So sehe ich es, und deswegen scheint mir die größere Wahrheit bedroht, wenn die kleinere Wahrheit der von der Zukunft zu erwartenden Organisation der Völker einseitig in den Vordergrund gestellt wird. Lassen Sie die Organisation der Völker hoffnungslos in Trümmern zusammenbrechen und erhalten Sie nur ein einziges starkes und gerechtes Volk, das durch planmäßigen Zusammenschluß seiner Kräfte nach dem ungeheuren Zusammenbruch durchhält, und die Welt wird neu entstehen.

Deswegen schreckt mich die drohende Zeit eines ausgeprägten Individualismus der Staaten nicht. Durch diese Wüste müssen wir vielleicht hindurch, um jenes gelobte Land zu erreichen, von dem Sie selber träumen.

Es wird bei dem Gedanken an das Staats- und Gesellschaftsleben der Zukunft schwer sein, in unserem Bilde von den beiden Domen zu bleiben: dem Dom des Glaubens und dem Dom der in ihrem Schaffen vereinigten Menschheit. Begnügen wir uns damit, daß zunächst an zwei Stellen gebaut wird und an beiden Stellen weiter gebaut werden muß, innen und außen, beiderwärts mit selbständiger Kraft. Aber beiderwärts muß dauernd anerkannt sein, daß erst der gemeinsame Bau das Ganze werden kann. Der Bau der äußeren Organisation würde ein schwerer, düsterer Kerker, wenn die inneren Rechte des Geistes nicht geachtet werden. Der Bau der inneren Gewißheit mit all seinen Außenwerken verliert seinen Halt im Leben, wenn vergessen

wird, daß der Geist in diesem Diesseits wirken muß, das er mit seinen Kräften bemeistern soll.

„Ehre den Geist“, „Achte die Wirklichkeit“ sind also zwei Worte, die sich ergänzen. Sie sind die Eckpfeiler jenes Bogens der Vermittlung, durch den sich der Bau von Dom zu Dom vollenden soll! Für die Fragen unserer Gegenwart bedeuten sie freilich nur hier und dort den Ansatz einer Richtung! Es wird unermüdlicher, kluger und starker Arbeit bedürfen, damit das Ziel erreicht wird.

Ich meinerseits bescheide mich mit der Einsicht, daß eine gesteigerte Erkenntnis in der Geistes- und Gesellschaftswissenschaft uns unsere menschliche Wirklichkeit verständlicher machen wird und dabei den Blick auch für solche Tiefen des Geistes öffnen kann, die ihr selbst unzugänglich bleiben. Vielleicht daß so durch eine verstärkte wissenschaftliche Selbstbesinnung ein Bauglied entsteht, das von beiden Seiten her eine schnellere Verbindung für jenen Zukunftsbau schafft, als sonst zu hoffen wäre.

Vielleicht lohnt auch dieser Teil unseres Meinungs-austausches die öffentliche Behandlung.

Wenn man sich auf noch so verschiedenem Wege demselben Ziele nähert, wird man durch jeden neuen Entschluß, durch die Warnung eines zurückhaltenden Zauderns ebenso wie durch die beiseite geschobene Verlockung zu einem irreführenden Nebenwege, in seiner Sicherheit geklärt. Außer uns suchen noch viele andere, mit denen wir uns schließlich vereinen wollen.

Mit aufrichtigem Dank für die Anregung zu neuem Nachdenken und neuer Entschlossenheit.

Ihr aufrichtig ergebener

Plenge.

5. Dilemma: Deutsches Sittengesetz oder Ordnung Gottes  
von Hermann Bahr\*)

Aber Gott helfe mir, ich kann nicht anders, da muß ich jetzt fragen, ist denn dies alles nicht wieder Individualismus, und von der ärgsten Art, wenn auch freilich ein versetzter Individualismus, bloß um ein Stück hinausgeschoben, von der Person des Einzelnen übertragen auf die des Staats, auf die der Nation? Sind denn da die vermeintlich begrabenen Ideen von 1789 nicht auf einmal wieder höchst lebendig, stehen sie nicht drohend wieder auf und recken sich wieder, und gefährlicher als je, wenn der vermessene Wahn, von dem noch der Einzelne kaum eben geheilt ist, nun das Individuum der Massen ergreift? „Denn die auf der Erde verbreiteten Nationen“, heißt's in Goethes Anmerkungen zu den orphischen Urworten, „sind so wie ihre mannigfaltigen Verzweigungen als Individuen anzusehen“. Und wenn der Einzelne jetzt aus Erfahrung an seinem eigenen Leibe weiß, daß er, entbunden, bloß an sich selbst gewiesen, aus sich selbst allein unfähig ist, auch nur zu sich selbst zu kommen, den er immer erst im Absoluten finden kann (in einem jedenfalls für ihn Absoluten, das ja selbst an sich auch wieder bloß relativ sein mag), was ist mit dieser Erkenntnis getan, wenn ihn nun dafür ein anderes Individuum verschlingt, mächtiger als er, aber so wenig absolut wie er und selber doch auch wieder ebenso unfähig seiner eigenen ganzen Kraft, solange diese sich immer nur in ihrer Enge dürrem Kreise um sich selber dreht? Sollen wir alle Schrecken zügelloser Selbstsucht noch einmal erleben, nur noch in ungeheurer Vergrößerung, an diesen noch viel stärkeren und ganz ungehemmten, gewissenlosen, durch kein Gefühl irgendeiner Verantwortung mehr beschwerten Individuen, die die Staaten und Völker in ihrer Selbstvergötterung

---

\*) Aus dem „Hochland“, 14. Jahrgang, Juni 1917.



dann wären? Den geistigen Bindungen entrissen, war der Einzelne vor dem Krieg, da der Mensch nun einmal aller Bindung nicht entraten kann, der wirtschaftlichen verfallen, er war zum willenlosen Knechte des „Betriebs“ geworden, sinnlos getrieben treibend, zwecklos bewegt bewegend, verschluckt von diesem aus sich in einer unablässig erneuten Urzeugung phantastisch anschwellenden Nichts einer ewig kreißenden ewigen Leere. Soll diesem Fluche, der alle Würde, alle Freiheit, alle Persönlichkeit des Einzelnen vernichtet hat, nun auch noch der Staat, auch noch das Volk erliegen? Auch Staat und Volk, wie jedes Individuum, können irgendeiner Bindung nicht entbehren, und binden sie sich nicht geistig, so wird es die Wirtschaft sein, die wieder auch sie bindet: der Eigennutz, die Habsucht, der Erwerbstrieb; die Nation würde ein einziger ungeheurer, von Geldgier besessener Händler, die Weltgeschichte zum Handelskrieg aller gegen alle und in eben dem Augenblick, wo wir uns rühmen, ihn überwunden zu haben, wäre der Individualismus verewigt, eben indem wir selig heimkehren zur Nation, wäre sie zerstört, und mit ihr auch wir selbst, wir Einzelnen selbst, die wir in sie flüchten, um uns zu retten, und wir hätten nun erst sie wieder zu retten, die so wenig wie wir selbst sich an sich genügen kann, die ganz ebenso wie wir selbst sich auch erst einordnen muß, die wie wir sich erst dienend erfüllt.

Was wir Sozialismus nennen, hebt den Sinn des Individualismus gar nicht auf, es deutet ihn nur anders und deutet ihn besser, unser Sozialismus ist nur ein wohlverstandener Individualismus, der sich auf das Wesen des Individuums besonnen und erkannt hat, daß es, in sich eingeschlossen, austrocknet und versiegt, aber, liebend ausgedehnt, dienend dargebracht, teilnehmend in ein Ganzes eingereiht, erst ergiebig wird und seine Frucht bringt. Dieser Sozialismus mutet also dem Individuum keineswegs Ent-sagung zu, er meint vielmehr, es erst zu seiner Erfüllung zu

bringen. Hat er recht, so muß das auch für die größeren Individuen gelten, auch für den Staat und das Volk. Hat er recht, so kann auch der Staat, kann auch das Volk, in sich eingeschlossen, sich niemals erfüllen und auch Staat und Volk erreichen sich selbst erst, wenn auch sie wieder einem Höheren dienen lernen. Auch für Staat und Volk gilt dann Goethes Wort, auch sie sind in regelmäßigen Pulsen, wie zur Verselbstung, immer wieder / ebenso zur Entselbstigung genötigt. Ich maße mir an, so national zu sein wie Plenge. Ich will auch gar nicht über den Nationalismus hinaus, ich will nur zum rechten Nationalismus. Ich verstehe nur den Nationalismus anders als er. Und ich bitte, mir zu verzeihen, wenn ich meine, den Nationalismus besser zu verstehen. Ich bekenne gern, daß ich mir bewußt bin, wie viel ich davon grade Plenge verdanke, gerade seinen Ideen von 1914. Sie haben mich darin bestärkt, daß kein Volk in seiner eigenen Enge sich jemals erfüllen kann; erst wenn es dienen lernt, wird es seines ganzen Wesens mächtig.

Ein Beispiel im kleinen. Organisation ist ein deutscher Begriff. Wir haben ihn gefunden. Wir haben den größten Gebrauch von ihm gemacht. Darf man nicht aber doch einmal fragen, ob wir nicht noch einen besseren von ihm machen könnten? So weit er bisher verwirklicht worden ist, hat er doch eher versagt. Einer sehr klugen und höchst lesenswerten Schrift des Verbandssekretärs der katholischen Arbeitervereine. Dr. Paul Fleischer („Freiwirtschaft, Staatssozialismus und organische Wirtschaftsordnung“, Gedanken zur deutschen Kriegs- und Friedenswirtschaft. Verlag des „Arbeiter“, Berlin C 25) hört man deutlich an, wie sehr alle Hoffnungen auf die Kriegsorganisationen enttäuscht worden sind. Es heißt da: „Die während des Krieges ins Leben gerufenen Reichsstellen fühlen nun, daß sie aus eigener Kenntnis der Dinge die wirtschaftlichen Verhältnisse nicht meistern können. Deshalb stützen sie sich auf die bestehenden

freien und gesetzlichen Organisationen. Aus ihren Vertretern werden Beiräte und Ausschüsse aller Art gebildet. Wir sind heute bereits überorganisiert. Trotzdem oder gerade deshalb ist den staatssozialistischen Maßnahmen ein Mißerfolg nach dem anderen beschieden. Wie könnte es auch anders sein. Die heutigen wirtschaftlichen Vereinigungen sind keine Vertretungen der Berufsstände, sondern einseitig zusammengesetzte Interessengruppen, die wirtschaftliche Fragen nicht vom Standpunkt des gesamten Erwerbsstandes, sondern nach eigennützigem Gesichtspunkten behandeln. Ihre Urteile sind deshalb einseitig orientiert, widersprechen einander und verwirren statt zu klären. Es ist der reine Zufall, wenn die amtlichen Stellen in diesem Widerspruch der Meinungen einen Entschluß fassen, der den Erzeugern und Verbrauchern gleichermaßen gerecht wird. Meistens fördern jedoch die Beratungen mit jenen Organisationen Verordnungen zutage, die niemand befriedigen, wohl aber alle erbittern.“ Dieses Urteil, so sehr es zunächst befremden mag, überrascht mich nicht mehr, seit ich jüngst in Berlin war. Daß wir „überorganisiert“ sind, daß man sich von der Organisation zuviel versprochen, daß sie nichts gehalten hat, bekommt man dort ja jetzt auf Schritt und Tritt zu hören. Aber auch die neue Münchener Wochenschrift des Grafen von Bothmer „Die Wirklichkeit“ verhehlt es nicht, ja sie sagt einmal geradezu, „daß das alles, was wir heute als Organisation bezeichnen, in Wirklichkeit sich als eine auf Parteigunst aufgebaute Desorganisation herausstellt“. (Heft 3, Seite 23.) Mit etwas vorsichtigeren Worten hat ja schließlich auch Minister von Schorlemer dasselbe gesagt (im Preußischen Abgeordnetenhaus am 7. März 1917). Und wem es noch nicht genügt, der lese den Bericht über den Wiener Prozeß gegen den Dr. Kranz nach. Warum aber hat der Zauber der gepriesenen Organisation versagt? Weil, antwortet Fleischer, diese deutschen Organisationen „mechanische Gebilde eines maßlosen wirtschaft-

lichen Eigennutzes“, weil sie „eigensüchtig“ sind. In dem Schreiben, das die Sendung seiner Schrift an mich begleitete, steht noch deutlicher, was er meint. „Nach meinem Dafürhalten“, heißt es da, „kann dem Sozialismus die Eingliederung des Individuums in die Gesellschaft nicht gelingen; denn er stellt genau so wie der Liberalismus das Individuum dem Staate unvermittelt gegenüber. Das jedoch widerspricht dem organischen Charakter der menschlichen Gesellschaft. Diese wächst als lebendiges, vielgestaltiges Gebilde aus der Keimzelle der Familie hervor und schafft sich infolge der Arbeitsteilung in den Berufsständen die zu ihrer Existenz notwendigen Organe. Durch seinen Beruf gehört jeder Mensch einem Erwerbs- oder Berufsstand an. Weil der Berufsstand auf der Natur der menschlichen Gesellschaft, nicht aber auf dem freien Willensentschluß der einzelnen, etwa auf einem contrat sozial beruht, ist der Berufsstand ein integrierender Bestandteil der Gesellschaft und steht als solcher im Dienste des allgemeinen Wohles. Als Glied eines Berufstandes dient auch der einzelne durch seine Arbeit, die er zunächst zu seinem Besten verrichtet, der allgemeinen Wohlfahrt, und wird dadurch für die größeren Aufgaben des Staates in wirksamer Weise interessiert.“ Fleischer hat im Grunde sicherlich recht: der erwachsene, gewordene Berufsstand ist jenen improvisierten Organisationen dadurch überlegen, daß er dient, während sie doch alle wieder nur sich selbst suchen, nur auf sich selbst blicken, sich immer nur auf sich selbst richten, statt über sich hinaus, statt von sich weg und auf ein Höheres zu deuten, statt zu dienen. Sie haben versagt, weil sie unorganisch sind, wie, fürchte ich, auch die ganze Einordnung des Individuums in den Staat und in das Volk, von der wir soviel erhoffen, so lange unorganisch bleibt, als nicht auch der Staat selbst, das Volk selbst den Wahn, unbedingt zu sein, überwinden, als nicht auch der Staat selbst, das Volk selbst der Willkür, dem Eigennutz, der Selbstsucht entsagen, als nicht

auch der Staat selbst, das Volk selbst sich von sich weg und über sich empor einem Höheren, irgendeiner Form einer, wie Troeltsch in seinem Vortrag über „Humanismus und Nationalismus“ gesagt hat, „übernationalen Ewigkeitswelt“ zuwenden und dienen lernen. Wenn der Individualismus nur vom einzelnen auf das Volk übertragen, wenn nicht auch noch der Individualismus der Völker und Staaten bezwungen wird, wenn unser deutsches Volk nicht den Anfang macht und so den anderen das Zeichen gibt zum allgemeinen Dienste, dann bleiben wir auf halbem Wege stehen, dann kommen auch wir wieder nicht über den „état machine“, über die „nation machine“ hinaus, die Lagarde schon 1853 prophezeit hat, dann haben wir den Anspruch verwirkt, das führende Volk zu sein. Nur wenn wir dienen lernen, werden wir die Führung Europas gewinnen. Lernen wir es nicht, so werden wir nur auch noch uns selber verlieren. Denn es wäre das erstemal, daß das deutsche Volk in sich leben könnte. Es hat sich niemals abgesperrt, es kann nur offen leben. Seine ganze Geschichte zeigt überall, daß es immer nur an fremder Art sich selbst erst erlebt. Fremdes einsaugend, aufsaugend wird es daran immer erst sein eigenes Wesen inne; und das ist sein Amt unter den Völkern, das ist seine Würde vor allen. Ja, wir sind das „Urvolk“, als das uns Fichte in seiner herrlichen sieben-ten Rede gerühmt hat, und haben ein Recht, uns deshalb „das Volk schlechweg“ zu nennen. Aber dieses „Urvolk“ wird sich dieser seiner wesentlichen „Ursprünglichkeit“ immer eben an anderen erst bewußt und an anderen erst erscheint sie ihm. Niemals hat es irgendein „Urerlebnis“ unmittelbar aus sich selbst ausgesprochen, es nimmt sich dazu stets ein Vorbild, aber indem es dieses Vorbild getreu nachzubilden meint, bildet es unwissentlich daran sich selber ab, und so stark, daß auf einmal von dem Vorbilde nichts mehr übrig und es ganz zum reinsten Ebenbilde des Deutschen geworden ist; dies offenbart die deutsche Kraft

in ihrer ganzen Unschuld. Burdach hat erst neulich wieder, in seinem schönen gedankenvollen Vortrag über „Deutsche Renaissance“ (Verlag von Ernst Siegfried Mittler, Berlin 1916) dargestellt, wie „die gesamte Geschichte des deutschen Volkes und seiner Bildung unauflöslich verbunden ist mit den fortwirkenden Strahlen der Antike“, und zwar nicht etwa bloß, wie man gemeinhin denkt, erst seit der Renaissance, sondern auch schon das ganze Mittelalter hindurch (was er gegen Benz gerade besonders betont). Und wenn er, an ein geheimnisvolles Wort Goethes in den Paralipomenen zum Faust anknüpfend, an das Wort vom „schaffenden Spiegel“, unsere Zukunft darin sieht, daß es uns nicht mehr genügen darf, empfangende Spiegel zu sein, so weiß er doch selbst, daß wir in unseren großen Zeiten immer schon schaffende Spiegel gewesen sind, mehr als irgendein anderes Volk, nie bloß empfangend, sondern immer, eben indem wir empfangen, zugleich schon als uns selber schaffend, aber freilich immer erst, wenn wir empfangen, schaffend. Das ist keine Schwäche des deutschen Geistes, das ist seine Kraft, denn gerade das macht ihn unentbehrlich für die Welt, denn nur so kann er, was nur er kann, nach Fichtes Wort: „im Zwecke für seine Nation die gesamte Menschheit umfassen“.

Empfangend zu schaffen ist deutsch, im Empfangen wird der deutsche Geist erst schaffend, so muß er offen stehen. Auch ist er viel zu groß, als daß ihm je der Raum der eigenen Nation genügen, und viel zu tief, als daß er sich in irgendeinem Relativen je beschwichtigen könnte. In der eigenen Enge hält er's niemals aus, er braucht schon einmal mindestens die ganze Welt: dieses „Urvolk“ ist immer ein Weltvolk gewesen.

Aber der Deutsche braucht noch mehr. Diese ganze Welt genügt ihm noch nicht. Er ruht nie, bevor er nicht auch noch an der anderen teil hat. Nur deshalb greift er, sobald er nur zu denken und sich auf Erden einzurichten beginnt, gleich den

Gedanken der Ökumene, einer gemeinsamen Ordnung der ganzen Menschheit, so gierig auf, läßt er von ihm im stillen doch eigentlich nie mehr ab, weil der ihm ein Gleichnis oder Anzeichen oder Vorgefühl des mystischen Leibes Christi ist. Ausgesperrt von der Menschheit, eingesperrt in sich selbst, käme sich der Deutsche wie von Gott abgesperrt vor.

Ich weiß, heute denken nicht alle Deutschen so. In einer Ankündigung der „Wirklichkeit“ hat der Verlag dieser „Deutschen Zeitschrift für Ordnung und Recht“ erklärt: „Es gibt für uns nur ein Sittengesetz, das ist das deutsche . . . Es gibt für uns nur einen Staatsgedanken, das ist der des deutschen Reiches.“ Meine Deutschen meinen dagegen, daß es für die ganze Menschheit nur ein Sittengesetz gibt, das ist das Gottes, und nur eine Weltordnung, das ist die nach dem Apostelwort: „Dienet einander, jeder mit der Gabe, die er empfangen hat, als gute Verwalter der mannigfaltigen Gnaden Gottes!“

Plenge mag wählen. Aber er muß sich entscheiden. Wenn er jedoch meint, wir könnten uns „zunächst“ mit dem „deutschen Sittengesetz“ begnügen und hätten ja dann noch immer Zeit, später einmal zur Ordnung Gottes überzugehen, das scheint mir ein Irrtum.“

Ostern 1917.

#### 6. Entscheidung von Johann Plenge

Nein, Herr Bahr, ich „meine“ nicht, wir könnten uns zunächst mit dem „deutschen Sittengesetz“ begnügen und hätten ja dann noch immer Zeit, später einmal zur Ordnung Gottes überzugehen.

Ich „meine“ das nicht, habe nirgends dergleichen gesagt und habe darum auch eigentlich eine solche billige Schlußwendung in unserer Erörterung nicht verdient, die mit dem Schein höherer

Wahrheit auftritt, wo doch nur ein sehr irdisches Mißverständnis über die wirkliche Auffassung des Gegners besteht. Ich habe nicht vergessen, daß „Gerechtigkeit“ zur deutschen Sache gehört, damit sie den Sieg verdient. Das schien mir stets Bedingung und innere Grenze unseres geschichtlichen Erfolges.

Überhaupt, alle diese Mißverständnisse, die mich nicht treffen! Und diese Abschweifungen die uns nicht fördern! „Selbstvergötterung“ und „Zügellosigkeit“ der Staaten! Was hat das mit den „Ideen von 1914“ zu tun, die Organisation und Eingliederung verlangen. Und damit, daß wir in unserer Vergangenheit so viele fremde Bildungstoffe verarbeitet haben und nach der inneren Entwicklung unserer Kultur ein kosmopolitisches Weltvolk sind, ist doch unsere Rolle unter den Völkern nicht erschöpft, wenn es sich um die Durchgangskrisis zu einer festgliederten Weltgesellschaft handelt. Deutschen Universalismus habe ich stets selber vertreten. Wozu das gegen mich einwenden? Das hat so wenig Zweck, wie es etwas gegen die innere Wahrheit der „Ideen von 1914“ beweist, daß die Organisationsidee in Deutschland während des Weiterganges des Krieges durch äußeren bürokratischen Unverstand und egoistische Interessenmacht heruntergewirtschaftet ist. Wie oft habe ich das warnend selber hervorgehoben!

Nein, Herr Bahr! Man schüttelt sich ein wenig und dann strafft man sich innerlich zusammen, wenn man Ihre Einwendungen liest.

Ich wähle nicht so, wie Sie es von mir verlangen: deutsche Aufgabe oder Ordnung Gottes. Ich entscheide anders. Die innere Stimme, der Genius der innersten Lebensgewißheit, der nach Ihren eigenen tiefergriffenen Ausführungen über „Vernunft und Wissenschaft“ allein die Überzeugung der Wahrheit bei unseren letzten Entscheidungen geben kann, will es anders. Dieses kurz-sichtige Entweder — Oder, das Sie mir vorlegen, ist der trüge-



rische Denkgegensatz einer in einseitigen Gegenüberstellungen verlorenen „Verstandesvernunft“. Denn es ist doch der Glaube möglich, und er wird gerade durch Ihre eigene Erinnerung an das „Urvolk“, das „im Zwecke für seine Nation die gesamte Menschheit umfaßt“, tröstlich neu bestätigt, daß sich Gott das deutsche Volk zum Werkzeug genommen hat, um eine neue Lebensform wesentlich zu gestalten, die sich über den Völkerkreis auswirken soll: solch eine neue Lebensform, wenn auch nicht gerade ein neues Sittengesetz scheint mir die bewußte Organisationsidee zu sein. Und so, als den Vollzug ihrer Aufgaben durch Menschen, Völker und Klassen, muß man mit gläubigem Auge doch die Geschichte sehen, die dem nur nach außen gewandten naturalistischen Blick als der wütende Entwicklungskampf unbändig ausbrechender Lebenstrieb erscheint. Sie sagen selbst mit dem Apostelwort den Völkern: „Dienet einander jeder mit der Gabe, die er empfangen hat, als gute Verwalter der mannigfaltigen Gnaden Gottes.“ Muß man aber nicht erst seine Gabe bei sich ausbilden, damit man dienen kann? Muß ein Volk nicht zu der Aufgabe, die ihm geschichtlich zufällt, emporwachsen, Kraft gewinnen und sich diese Kraft sichern?

Man konnte glauben, daß ein langer geschichtlicher Leidensweg das deutsche Volk zu einer glückverheißenden Lösung der Aufgabe von 1914 heraufgeführt hatte, in der sich unsere ganze Geschichtsentwicklung zusammenfaßte, so daß nach einem erfolgreichen Kriege nur eine allerdings außerordentlich schwere Zeit der inneren Kräftigung und Läuterung notwendig sein würde, bis wir in die Rolle eines echten Mittelträgers der kommenden Weltorganisation hineingewachsen wären. Jetzt sind wir inne geworden, daß wir aus der Nähe des allerhöchsten Triumphes durch äußerste Niedrigkeit und bitterste Leiden hindurch müssen. Das braucht an der Grundauffassung nichts zu ändern, daß durch die Leistung und Bewährung von 1914, in der als einem

Wendepunkte der Weltgeschichte unsere ganze Geschichte gipfelte, uns eine auserwählte geschichtliche Rolle zugefallen ist. Und keine Niedertracht und keine Verleumdung, keine Bosheit und keine Gemeinheit unserer Gegner, ja auch nicht das Elend des eigenen Zusammenbruchs und der erbarmungswürdigen Schwäche, ja nicht einmal Verrat und Aufruhr im eigenen Volke können uns diese Gewißheit rauben.

Was ich vertrete, ist auch weder „Individualismus“ auf staatlicher Stufe noch „Nationalismus“, so deutsch es ist. Es ist sozialistische Menschheitsgesinnung, aber ein Sozialismus, der weiß, daß es nun einmal Individuen und Nationen gibt, und daß die Nationen selbst Individualität und starken Eigenwillen haben müssen, wenn sie sich bewußt in den Bau der Menschheit einfügen sollen. Wenn Sie, Herr Bahr, den Sozialismus in mißverständlicher, liberalisierender Abschwächung einen „wohlverstandenen Individualismus“ nennen, er ist mehr, so kann doch ein *wohlverstandener* Individualismus nur auf dem Boden des *ausgeprägten* Individualismus erwachsen. Auch der Sozialismus der Nationen, die bewußte planvolle Gemeintätigkeit der Weltvölker ist nur als Reaktion gegen das zerstörende Gegeneinander ihres Individualismus denkbar. Ein solcher Durchgang aber braucht Zeit. Es ist kindlich, gleich nach der Blüte schon süße Früchte pflücken zu wollen. Hüten Sie sich, Herr Bahr, über ihrer inneren Gewißheit einer absoluten Ordnung Gottes zu vergessen, daß die Verwirklichung der irdischen Lebensaufgaben, nach dieser Ordnung, ihre natürlichen Durchgangsstufen nicht überschreiten kann.

Soll die planvolle Gemeintätigkeit der Völker wirklich werden, so muß nicht nur aus dem Gefühl heraus Liebe und Versöhnung zwischen den Völkern gefordert werden, sondern über der gemeinsamen geschichtlichen Bauarbeit der Weltvölker muß als verbindendes Richtbild die *Organisationsidee* schweben.

Weder der alte Gedanke des christlichen Gottesstaates, der ja die äußeren Lebensbedingungen der heutigen Völker noch nicht verarbeitet hat, noch der individualistisch liberale Pazefismus mit seinem äußeren und formalen Völkerbundsziel können die Einheit schaffen, die notwendig ist, wo es sich um eine planmäßige und gerechte Ineinandergliederung auf beschränktem, endgültig begrenztem Lebensraum handelt.

In seinem Hochkapitalismus und in seinem Sozialismus reifte das 19. Jahrhundert der *Organisationsidee* immer bewußter entgegen. Dann kam der Weltkrieg. Die Frucht unserer Geschichte trat zu Tage. In der ersten Kriegsnot Deutschlands bekam das geschichtliche Leben der Menschheit ein neues Vorbild: Die *Organisationsidee* schien in der innerlich verbundenen, äußerlich durchgegliederten Einheit aller Gesellschaftskräfte wirklich zu sein. Der erste Sozialismus war da, als Kriegsozialismus widerspruchsvoll genug, aber doch noch sehr viel echter als die vernunftlose Mißbildung von Zersetzung und Vergewaltigung, die nach der Revolution den deutschen Volkskörper zerwühlt und bei uns wie ebenso in Rußland in ihren positiven Leistungen im wesentlichen nur eine Verzerrung des Kriegsozialismus ist.

Dieses deutsche Vorbild von 1914 hat andern mehr genützt als uns. Es war umsonst, es in den „Ideen von 1914“ dauernd festzuhalten. Unser Volk verstand die Botschaft nicht, die es durch seine Tat der Welt gegeben hatte. Es muß immer wieder gesagt werden, daß wir durch äußeres bürokratisches Ungeschick und durch die Maßlosigkeit des Eigennutzes der Interessen die Organisationsidee so heruntergewirtschaftet haben, daß wir ihre innere Größe kaum mehr verstehen. Das hohle Schlagwort „Sozialisierung“ muß es tun. Eine wilde „Sozialisierung“ stört in alle alte Ordnung hinein, ohne zu wissen, daß die echte Aufgabe der Sozialisierung eben genossenschaftliche Organisa-

tion bedeutet, Genossenschaftlichkeit aber wesentlich in der inneren Pflege der Gesinnung besteht. So müssen wir langsam wieder zum Organisationsgedanken erzogen werden, wo wir ihn als dringendste Lebensnotwendigkeit gebrauchen. Das ist eine furchtbare, fast verzweifelte Lage.

Inzwischen wirkt das deutsche Vorbild von 1914 in der Welt draußen durch den Anstoß weiter, den es zuerst gegeben hat, wenn man sich auch nicht dazu bekennt, und das entartete Volk der deutschen Desorganisation beinahe zu verachten beginnt.

So ist die *Organisationsidee* als weltgeschichtliche Größe erster Ordnung hervorgetreten. Ihre Vorgeschichte gehört nicht wieder hierher.

Sie entstand in einem kämpfenden Volke, das sich seiner Haut wehren mußte und wurde von kämpfenden Völkern aufgenommen. So ist sie in ihrer Geltung zunächst auf Nationen und Sonderbünde beschränkt.

Wenn man aber die *Organisationsidee* in ihrer Tiefe erfaßt, erkennt man in ihr das *Grundgesetz* der auf immer höherer Stufe einsetzenden Einheitsbildung, das durch alles Sein und Leben hindurchgeht, und das, wenn wir es bewußt für uns Menschen anerkennen, die wir durch unsere soziale Vernunftnatur schlechterdings organisierende Wesen sind, notwendig auf dem Unterbau der Nationen zur menschheitlichen Zusammenfassung strebt. Anders läßt es sich nicht denken. Darum steckt in der Organisationsidee schlechterdings ein „übernationaler Ewigkeitswert“ und lehrt die Völker, sich in die Menschheit einzugliedern. So wurde sie von Anfang an verstanden. So wird sie auch einen mißgeborenen Völkerbund von innen heraus gesund machen können.

Dazu gehört allerdings der Glaube, daß der teuflische Vernichtungswille unserer Feinde, der die Hungerblockade nach dem Kriege fortsetzt, noch einmal der Menschlichkeit weichen kann.

„Nur wenn wir dienen lernen, werden wir die Führung Europas gewinnen“, sagt Hermann Bahr als trüber Seher. Nun, gegenwärtig sollen wir die niedrigsten Knechte der Sieger sein. Wir lernen das Dienen gründlich. Vielleicht daß wir in der Niederlage mit dem siegen, was uns im Übermut unserer Kraft zerrann, so daß wir es nicht erhalten konnten. Diese Hoffnung kann man behalten, wenn man glaubt, daß unsere geschichtliche Aufgabe noch nicht zu Ende ist, wenn sie uns auch durch einen schweren Leidensweg hindurchführt. Die „Ideen von 1914“ bleiben, was sie sind. Sie können wie nur je unseren Wiederaufbau kräftigen.

Aber so hat auch Hermann Bahn unsere Wiedergeburt wohl nicht gewollt, auch wenn es nach der Notwendigkeit so geschieht. Einen solchen Leidensweg wünscht man seinem Volke nicht.

Weil aber für alle, die Augen hatten, die Welt von Haß erkennbar war, die um uns stand, so war es wohl das natürlichste und gesündeste, alle Kraft für den Sieg einzusetzen und in uns selbst die Gesinnung der Gerechtigkeit und Gemeinschaft zu kräftigen, die sich wieder dereinst, dereinst über die Menschheit erweitern sollte. Das war der Sinn der „Ideen von 1914“ während des Krieges. Jetzt muß der *Organisationsgedanke* in reiner Form ergriffen werden. Aber wir wissen, daß wir ihn als nationales Erlebnis vorbildlich verwirklicht hatten, und werden uns immer wieder daran stärken.